IV.

Indem wir nunmehr auf die Besprechung des Inhalts der Matinées im Einzelnen übergehen, können wir auf die im Anfang vorausgeschickte Inhaltsangabe verweisen. Wie wir dort gesehen haben, steht an der Spitze unserer Schrift, in der ersten Morgenstunde, ein Ueberblick der Geschichte des preußischen Königshauses. Friedrich hat an vielen Stellen seiner Schriften, besonders nachdrücklich im Discours préliminaire zu den Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg ausgesprochen, wie nützlich die Geschichte für alle Menschen, wie sie aber namentlich eine Schule der Fürsten sei. Er hebt in seiner Histoire de sept ans als Hauptbeweggrund für seine Geschichtschreibung die Belehrung der Herrscher und Feldherrn Preußens hervor; in dem Avantpropos vom Jahre 1775 heißt es, er habe die Geschichte seiner Zeit geschrieben, damit seine Nachfolger in der Regierung die Lage bei seiner Thronbesteigung, seine Beweggründe, seine Hilfsmittel, seine Kriege kennen lernen. Da ihm eine gute preußische Geschichte noch zu fehlen schien, so hat er sich bekanntlich keine Mühe und Zeit verdrießen lassen, diese Lücke durch mehrere Werke auszufüllen. Diese waren alle mit Ausnahme der beiden, Mémoires depuis la

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

paix de Hubertsbourg 1763 jusqu' à la fin du partage de la Pologne 1775 und Mémoires de la guerre de 1778 vor der Abfassung der Matinées, geschrieben, und sicher wäre Nichts natürlicher gewesen, als in einer so kleinen Staatsschrift, wie in den Matinées, auf jene ausführlicheren Darstellungen zu verweisen. Freilich hätte ja auch hier die Rücksicht ein Hinderniß sein können, daß in jenen der Oeffentlichkeit übergebenen Werken Friedrich absichtlich die Wahrheit entstellen und seine wirkliche Ueberzeugung verhüllen mußte. Allein abgesehen davon, daß er namentlich in der Histoire de mon temps fern von aller Selbstbeschönigung die größte Strenge gegen sich selber und die größte Billigkeit gegen seine Feinde übt und abgesehen davon, daß seine Werke seinem Willen gemäß damals wirklich als Belehrung aufgefaßt wurden, haben wir in der zu Lebzeiten Friedrichs nicht veröffentlichten Schrift: Considerations sur l'État présent du corps politique de l'Europe ein historisch politisches Werk, in welchem Friedrich ohne allen Rückhalt seine geschichtlichen Ansichten niedergelegt hat. Die ganze Behandlungsart und Anschauungsweise ist aber hier, wie in allen andern hierher gehörigen geschichtlichen Schriften Friedrichs durchaus verschieden von der der Matinées. Während er dort über die Geschichtsdarstellungen, die sich in der grauen Vorzeit bewegen, als über unfruchtbare Dinge spottet, fängt er hier, am unpassendsten Orte, gar ab ovo, mit Thassilo von Hohenzollern an. Während er sonst mit sichtlicher Vorliebe bei den Thaten des großen Kurfürsten verweilt und besonders in den Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg ausführt, daß dem herrlichen Siege von Fehrbellin das Haus Brandenburg seine Macht verdanke, so eilt er in den Matinées mit ein paar Worten über den Kurfürsten weg, um sich desto länger mit beißenden Bemerkungen über die Häßlichkeit und Eitelkeit seines Großvaters aufzuhalten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Während er sonst fast nur die neueste Geschichte Preußens berücksichtigt, um an dieselbe die Lehren für die preußischen Staatsmänner und Könige anzuknüpfen, übergeht er hier die Geschichte seines Vaters ganz und verliert sich desto mehr in unnöthige Einzelheiten der ältern Geschichte. Sonst findet er in der unermüdlichen Thätigkeit und überhaupt in den Tugenden seiner Vorfahren den Ursprung der preußischen Macht, und hier sagt er: „Der Zufall und die Umstände sind es, welche uns geholfen haben." Seltsamer Weise stellt er aber doch wieder neben die Schwachköpfe, Müssiggänger und Weiber des Königshauses die Achille, Cicerone und Nestore, obwohl er in den Mémoires de la maison de Brandebourg im Unklaren darüber ist, ob Albert mehr den Beinamen des Achilles oder Ulysses verdiene, ob nicht die Streitmacht und die 6000 Pferde Johanns beredter gesprochen haben, als sein Mund, und ob nicht Joachim I. zu seinem Beinamen Nestor ebenso gekommen sei, wie Ludwig XIV. zu dem des Gerechten, d. h. ohne daß man den Grund davon einsehe. Jedenfalls hätte der König nicht jenen Friedrich I. übergehen dürfen, dessen er sich sonst warm annimmt und dem er wegen seines Verzichtes auf die böhmische Krone an der Stelle des Beinamens Dent-le-fer den des Magnanime geben wollte. Im Uebrigen ist nicht zu leugnen, daß in den Sätzen der Matinées über den Ursprung der einzelnen Landeshoheiten und in der wegwerfenden Behandlung der frühern Zeiten die Ansichten Friedrichs theilweise mit Glück getroffen sind. Im Ganzen gipfelt sich die eigenthümliche Anschauung Friedrichs über die Entstehung der Landeshoheiten und besonders der preußischen in der Ansicht, die er auch in den Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg ausführt, daß die Kaiser durchgängig Unrecht haben gegenüber den Landesfürsten (z. B. im dreißigjährigen Krieg), daß diese Recht haben, dem Joche jener „Despoten" und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„stolzen Unterdrücker Deutschlands“ (wie Ferdinands II.), sich zu entziehen, die stets nur schwache Vasallen und kleine Unterthanen, nicht reiche Fürsten und mächtige Kurfürsten haben wollten. Da das Ergebniß der geschichtlichen Darstellung in den Matinées aber kein anderes ist, als der Satz, daß der Zufall und die Umstände Preußen groß gemacht haben, nicht die Eigenschaften seiner Fürsten, so ist damit nicht das erreicht, was Friedrich überhaupt als Aufgabe der Geschichte darstellt, und was allein eine Rechtfertigung für die ganze Ausführung an der Spitze der Matinées abgeben könnte, nehmlich die Belehrung, wie der Thronfolger nach dem Vorbild seiner Ahnen die Größe Preußens erhalten und mehren solle. Wir können diese erste Abtheilung nur aus einem einzigen Gesichtspunkte begreifen. Wenn wir nehmlich erwägen, wie der Verfasser sich verbreitet über den unrechtmäßigen oder wenigstens unedlen Ursprung des preußischen Königshauses, über die Schwächen der königlichen Vorfahren, über die kurze Dauer der ohnedieß nur durch die Gunst der Umstände in's Leben gerufenen preußischen Macht, insbesondere wie er über den ersten König von Preußen spottet, so gibt er nur eine stichhaltige Vermuthung, daß das Ganze von einem Feinde Friedrichs, oder vielleicht des Hohenzoller'schen Herrscherhauses und Preußens überhaupt, herrühren müsse.

Aus demselben Gesichtspunkte können wir auch allein die in der ersten Morgenstunde enthaltene Schilderung der Bewohner Preußens begreifen. Wenn der Verfasser der Matinées an andern Orten die Eigenschaften der katholischen Priester, der religiösen Eiferer, der Richter und Schriftsteller u. s. w. schildert, so hat das seinen guten Sinn; denn das hier entworfene Bild soll dem Thronfolger dazu dienen, sein Benehmen diesen Leuten gegenüber nach einem bestimmten Plane einzurichten. Allein was für eine Lehre konnte Friedrichs Neffe daraus ziehen, wenn ihm mitgetheilt

wird, die Preußen seien abgeschmackte Liebhaber, mürrische Ehemänner, tragen gelockte Haare, große Hüte, sehr lange Hemdkrausen, kurze Röcke und Spazierstöcke u. s. w. und ihre Frauen befinden sich entweder im Zustande der Schwangerschaft oder des Säugens? Eine Ausnahme davon bildet nur die Schilderung der Liederlichkeit der Mädchen in Preußen, welche von der Vorschrift begleitet ist, zu ihrer Ermuthigung die Liebesfrüchte derselben beim Heer unterzubringen und vor Andern zu begünstigen. Dieß klingt allerdings in auffallender Weise wie eine Uebertreibung jener aus der menschlichsten Gesinnung geflossenen Aeußerung in der am 22. Jan. 1750 in der Akademie zu Berlin vorgelesenen und somit auch in weitern Kreisen bekannt gewordenen dissertation sur les raisons d'établir ou d'abroger les lois: „Liegt nicht eine große Härte in der Art, wie wir die Abtreibungen bestrafen. Wäre es nicht besser, so viel arme Geschöpfe, die elend zu Grunde gehen, zu erhalten, indem man die Brandmarkung aufhöbe, welche an die Folgen einer unbesonnenen und flüchtigen Liebe geknüpft sind?" Jene Vorschrift der Matinées nimmt sich aber seltsam genug der Thatsache gegenüber aus, daß Friedrich fortwährend auf's Aengstlichste für die Reinerhaltung seines Offizierkorps besorgt war, das, wie er in dem Aufsatz Du militaire vom Jahre 1773 ausführt, ausschließlich aus Adligen bestehen soll, weil diese Nichts haben, als ihre Ehre. Mit der Behauptung der Matinées ist in übertreibender Weise der Umstand ausgebeutet worden, daß Friedrich allerdings den Offizieren seiner Potsdamer Leibwache das Heirathen verboten hatte, wovon die Folge war, daß dieselben häufig geheime Verbindungen eingingen, die sie in spätern Jahren meist durch wirkliche Heirathen gesetzlich machten. York war z. B. der Sprößling einer solchen Verbindung. Was aber bei der Potsdamer Leibwache vom König stillschweigend geduldet war, bildete eine Ausnahme, und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

es läßt sich mit Zahlen und Namen nachweisen, daß das in den Matinées geschilderte Verfahren im preußischen Heer unbekannt war. Friedrich konnte ferner wohl bei einzelnen Gelegenheiten leichtfertig scherzen über solche Dinge. So schreibt er z. B. im Januar 1763 bei einem bestimmten Anlasse an Frau von Camas: „Ich, der ich sehr nachsichtig bin für die Schwächen unseres Geschlechtes, steinige nicht die Ehrendamen, welche Kinder zur Welt bringen. Sie setzen das Geschlecht fort, während jene wilden Politiker dasselbe durch ihren traurigen Krieg zerstören. — Ich gestehe Ihnen, daß ich jene zu zarten Temperamente mehr liebe, als jene Keuschheitsdragoner, die ihresgleichen zerfleischen." — Im Ganzen aber beurtheilte er solche Dinge streng und hielt gerade aus politischen Gründen viel auf Sittenreinheit der Mädchen; auch spricht er sich im Gegensatz zu den Matinées fast durchgängig sehr anerkennend über die gute Aufführung der Frauen in seinen Ländern aus, z. B. in der Lettre sur l'éducation 1770: „Man unterscheidet hier Frauen von einem gewissen Alter nach der höhern Erziehung, die sie erhalten haben, von denen, welche frisch in die große Welt eintreten; sie haben Kenntnisse, Anmuth, Geist und eine stets anständige Heiterkeit. — Ich war erstaunt, daß die erstern ihre Kinder wie Theaterdamen erziehen; sie scheinen um die Blicke des Publikums zu betteln, und lassen es sich genügen, zu gefallen, und scheinen nicht Achtung zu suchen. Wie! beruft sie ihr Geschick nicht dazu, Familienmütter zu werden!" Im weitern Verlauf spricht er noch von der Nothwendigkeit tüchtiger Haushaltungen und guter, passender Ehen: „Die Gesellschaft kann nicht bestehen ohne gesetzliche Ehen, welche dieselbe wieder erzeugen und sie ewig machen." Wie aus dem Articulus 8. der geheim gehaltenen und neuerdings von Herrn Cauer zum Theil veröffentlichten Instruktion für das Generaldirektorium vom Jahr 1748 hervorgeht, ist er so sehr

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf Beförderung der Heirathen bedacht, daß er selbst das militärische Interesse gegen das der Bevölkerungsvermehrung zurücktreten läßt. Seiner Schwester, der Markgräfin von Baireuth, schreibt er im Dezember 1747: „Hier hat sich ein guter, dicker Bürger aus Gram über den Verlust seiner Gattin erhängt. Dieser gute Mensch hat einen Beweis gegeben, wie groß die eheliche Liebe in diesem Lande ist. Dieß ist in Wahrheit die Ehre aller Ehemänner." Aehnlich spricht er sich auch aus in dem Aufsatz Des Moeurs, des Coutumes, de l'Industrie, des Progrès de l'Esprit Humain dans les Arts et dans les sciences. — Hier wie auch sonst zeigt Friedrich das feinste Verständniß für die Entwicklung der Völkereigenthümlichkeiten und vermeidet es fast durchaus, ein Gesammturtheil über den Charakter ganzer Völker abzugeben. Wenn er im November 1736 an Voltaire schreibt: „Sie wissen, daß der vorherrschende Charakter unseres Volkes nicht jene liebenswürdige Lebhaftigkeit der Franzosen ist; man legt uns dafür den gesunden Menschenverstand, die Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit in unsern Reden bei" und im Juli des folgenden Jahres: „Was die Deutschen betrifft, so ist ihr Fehler nicht Mangel an Geist — die Deutschen sind arbeitsam und tief," ferner im Dezember 1742: „Die Menschen bei uns sind weniger verweichlicht und in Folge davon männlicher, arbeitsfähiger, ausdauernder und vielleicht weniger fein," „das Sybaritenleben der Franzosen hat den Ruf ihres Heeres vernichtet," so ist dieß einerseits unter einen andern Gesichtspunkt, als in den Matinées gestellt, andrerseits steht es auch nach verschiedenen Richtungen im Gegensatz zu dem Urtheil der Matinées. Was seine Unterthanen betrifft, so war Friedrich der durch die Zerrissenheit der Länder bedingten Verschiedenheit derselben zu sehr bewußt, um sie, wie in den Matinées geschieht, unter einem Gesammturtheil zusammenzufassen. Er unterschied sehr wohl „die gewandten und feinen Preußen",

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„die geraden und ehrlichen Pommern", „die dem Wohlleben nachgehenden Churmärker", „die lebhafteren Magdeburger" u. s. w.

Während ferner gewiß Niemand sich befriedigt finden kann durch ein so oberflächliches, fast nur auf Aeußerlichkeiten begründetes Urtheil über die preußischen Staatsbürger, während gewiß nirgends ein Nutzen dieser Schilderung für den Thronfolger erblickt werden kann, muß Jedermann, der Friedrich, sein Wirken und seine Schriften kennt, gerade die Dinge vermissen, denen derselbe sein Leben lang die größte Theilnahme und Thätigkeit widmete, und die für jeden Herrscher Preußens in erster Reihe wichtig sein mußten. Es ist nicht davon die Rede, was Friedrich sonst so gern hervorhebt, daß seine Unterthanen unter sich in einem durch keinen Sektenhaß gestörten Frieden leben, und so zum Glücke des Staates beitragen, der von Jedem nur verlangt, daß er ein guter Bürger sei. Es ist Nichts erwähnt von der Bevölkerungszunahme, die er namentlich in Schlesien, das nach ihm von 1756 bis 1777 um 180,000 Seelen zunahm, auf das Sorgfältigste überwachte, und die er namentlich durch gute Rechtspflege, durch Sicherung des Eigenthums, Einrichtung von Polizei in Landestheilen, wo, wie er selbst einmal sagt, sogar der Name derselben unbekannt gewesen, durch Anlegung von Fabriken, durch Ermunterung der Industrie, Wiederaufbau verlassener und zerstörter Städte und Dörfer (in Preußen, namentlich aber in Schlesien), durch Aufnahme und Unterstützung von Fremden und durch Errichtung von Militär- und Land-Magazinen zur Abwehr von Theuerungen zu fördern suchte. Ferner fehlt jede Bemerkung über den Unterschied unter den Ständen, zwischen der Land- und Stadtbevölkerung, über die Befähigung der Einwohner zu ihren bürgerlichen Geschäften, über die Leibeigenschaft, den Adel, kurz über Alles, was eigentlich hier zu erwarten wäre. Und wir können uns den Eindruck nicht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

entziehen, welchen die Schilderung der Trunksucht der Preußen, ihrer Abgeschmacktheit als Liebhaber, ihrer äußern Erscheinung, ihrer Weiber unwillkührlich auf uns macht. Es scheint uns nehmlich, daß diese oberflächlichen Bemerkungen nicht nur nicht Friedrich, sondern überhaupt Niemand von Einsicht und gutem Willen geschrieben haben könne. Vielmehr sind dieselben ganz den Zerrbildern ähnlich, welche übelwollende Ausländer, namentlich Franzosen, von den Deutschen überhaupt, auch noch jetzt, zu entwerfen pflegen.

Mit wo möglich noch größerer Sicherheit können wir behaupten, daß die beiden Abschnitte „über die Lage und den Boden des Königreichs" nicht von Friedrich herrühren können. Mit welcher Befriedigung spricht jenem dürftigen Gerede gegenüber, das Königreich sei so zertheilt daß die einzelnen Theile sich nicht helfen können, es seien keine großen Ströme da, ein Drittel des Landes sei brach, ein zweites nicht zu bebauen, das letzte bringe nur schwer Früchte und Gemüse, nicht aber Wein, Oliven- und Maulbeerbäume hervor, Friedrich in Schriften und Briefen sich darüber aus, daß er durch den in Preußen angelegten Kanal die Weichsel, Warthe, Oder und Elbe, daß er durch große Gebirgsstraßen die einzelnen Landestheile verbunden habe! Konnte er nicht mit Stolz darauf zurückblicken, daß er z. B. durch den Plauischen Kanal die Schifffahrt von der Elbe her um 8 Tage, durch den Finowkanal die Fahrt von Stettin nach Berlin um die Hälfte der Dauer gekürzt habe." Hatte er nicht auf dem Damm des Oderbruchs stehend ausrufen können: „Ich habe eine Provinz gewonnen?" Er hatte wie Thaer bezeugt, den Landbau nach ganz richtigen Gedanken zu verbessern gesucht, er hatte dem Adel zur Hebung seiner Güter bedeutende Gelder gegeben, sich bestrebt, neue Fruchtarten und Verbesserungen des Viehstandes einzuführen. Namentlich die Seidenzucht, von der die Matinées Nichts

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wissen, hatte er eingeführt und fortwährend begünstigt. Er zweifelte nicht an der Möglichkeit einer größern Ausdehnung des Weinbaus, von dem die Matinées gleichfalls Nichts wissen. Daß in Preußen keine Olivenbäume wachsen, unterscheidet dieses Land nicht von seinen Nachbarländern. Mit berechtigtem Selbstgefühl betont Friedrich, daß er stets ein System befolge, das zwar nicht das Richelieu's, noch das Mazarin's, dagegen das des Volkswohles sei, indem er bis ins Einzelnste und unaufhörlich darauf denke, Mittel zur Hebung des Volkswohlstandes zu schaffen (durch Erhaltung der Wälder, Förderung von Viehzucht und Landbau, Einrichtung und Vermehrung von Schulen, für die er aus Sachsen Lehrer kommen ließ). Er ist erfreut, wenn er sich auf seinen Reisen von den Fortschritten des Landes in Handel und Gewerbe überzeugen kann. „Wir haben an das Ausland für fünf Millionen Leinwand und für eine Million zweimal hundert tausend Thaler Tücher verkauft;" „man hat ausgiebige Kobaltminen entdeckt;" „wir erzeugen Vitriol, Indigo, Stahl in gleicher oder besserer Beschaffenheit, als das Ausland," solche Nachrichten theilt er mit hoher Befriedigung fort und fort seinen nähern und entferntern Bekannten mit, und in Zeiten, welche seine ganze kriegerische und staatsmännische Thätigkeit in Anspruch zu nehmen schienen, ist er auf das Eifrigste besorgt für den Bergbau und das Forstwesen in seinem Lande, sucht er durch Ermunterung jeder Art, durch Belohnungen und Monopole Seiden-, Tuch- und Tabakfabriken, Bierbrauereien, Zuckersiedereien und Porzellanfabriken zu fördern, den Absatz dieser letztern z. B. besonders nach Rußland und Holland zu betreiben; und er fühlt sich glücklich, wenn man die einheimischen Erzeugnisse im Auslande kauft und lobt. —

Wenn wir den Anfang und den Schluß der zweiten Morgenstunde, welche „über die Religion" handelt,

zusammenhalten, so springt ein großer Mangel folgerichtigen Denkens sogleich in die Augen. Der Verfasser der Matineés kommt nehmlich von den beiden Sätzen im Anfang „Religion sei in einem Staat unumgänglich nothwendig und es wäre thöricht, diesen Grundsatz zu bestreiten," zu der Behauptung, daß jene Schrift des Präsidenten Loën Recht habe, wenn sie an die Stelle der Religion eine allgemeine bürgerliche Moral setze, daß Voltaire im Auftrage des Königs die Nothwendigkeit beweise, sich von Allem, was man seither über die Religion gesagt habe, zu befreien, daß ein Konzil vorbereitet werde, um ganz einfach nach dem gesunden Menschenverstand Beschlüsse zu fassen. Nachdem ferner im Anfang ausgeführt worden ist, es wäre thöricht, wenn ein König selber Religion hätte; das beste Mittel, Religionseifer aus den Staaten zu entfernen, sei die kälteste Gleichgiltigkeit in Bezug auf Religion; Grundsatz in Preußen müsse sein, daß man zu Gott beten oder ihn verhöhnen könne, wie man wolle; nach allem diesem kommt der Verfasser dabei an, einem Unionsplan, der Lutheraner, Kalvinisten und Katholiken auf das Tiefste aufregen mußte, und einem Bekehrungsplan das Wort zu reden, dessen mühevolle Durchführung jedenfalls bei dem Unternehmer den größten, unablässigsten Eifer, nicht aber die kälteste Gleichgiltigkeit zur Voraussetzung hätte haben müssen! Neben solchen offenbaren Widersprüchen im Denken kommen kleinere Verstöße, wie die fortwährende Verwechslung von geoffenbarter Religion mit der allgemeinen Moral kaum noch in Betracht.

Im Einzelnen stimmen freilich einige Sätze mit Friedrichs Ansichten, wie sie in seinen Schriften niedergelegt und auch sonst bekannt waren, überein. Wenn ausgesprochen ist: „die wahre Religion eines Fürsten wolle das Beste der Menschen und seinen eigenen Ruhm," so trifft dieß ganz zusammen mit Friedrichs Ausspruch im Antimachiavel (Chapitre XVIII.): „Es scheint mir, daß das Volk

mehr einen ungläubigen Fürsten, der aber ein ehrenhafter Mensch ist, und das volle Glück desselben ausmacht, lieben wird, als einen rechtgläubigen Verbrecher und Uebelthäter" oder mit dem Satz (Chapitre XXVI.) „die bürgerliche Regierung kraftvoll handhaben und Jedem die Gewissensfreiheit lassen, immer König sein und niemals den Priester machen, das ist das sichere Mittel, seinen Staat vor den Stürmen zu bewahren, welche der dogmatische Geist der Theologen immer aufzuregen sucht." In einer viel spätern Schrift (Avant-propos 1775) sagt er: „Ein guter Fürst muß auf das öffentliche Wohl bedacht sein, das Vaterland und den Ruhm lieben." „Der glückliche Trieb, welcher die Menschen erfüllt mit dem Wunsche nach gutem Ruf, ist der wahre Grund heldenhafter Handlungen; er ist der Nerv der Seele, der sie aus ihrer Erstarrung weckt, um sie zu nützlichen, nothwendigen und lobenswerthen Unternehmungen zu führen." Der Ruhm ist, wie er in den Mémoires pour serv. à l'hist. de l. mais. de Brand. sagt, „die Münze der Helden," eine Aeußerung, die ihr volles Gegengewicht in dem eben Angeführten, namentlich aber in der Lobrede auf Prinz Heinrich von Preußen findet, die er am 30. Dezember 1767 in der Akademie verlesen ließ, und wo es heißt: „der Wunsch, einen dauerhaften Ruf zu begründen, ist die mächtigste Triebfeder, ist die eigentliche Schnellkraft der Seele, ist die Quelle und der ewige Grund, welcher die Menschen zur Tugend treibt, und welcher jene Handlungen hervorbringt, durch die die Menschen sich unsterblich machen."

Wenn mit Nachdruck hervorgehoben wird, daß der Fürst der Religion oder beziehungsweise der allgemeinen Moral gegenüber eine Ausnahmsstellung einnehme, so stehen zwar einzelne Aussprüche Friedrichs in schroffem Widerspruche dazu, wie im Épitre á M. de Chasot.: „In meinem Moralsystem muß jeder vernünftige Mensch die Tugend ausüben,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

weil es sein Nutzen ist, tugendhaft zu sein und weil die Tugend unbeschreibliche Reize für eine gute Seele hat;" allein es ist allerdings richtig, daß er, wie jeder Staatsmann, vom Standpunkt der Politik gewisse Ausnahmen festgesetzt hat. So sagt er (Avant-propos 1746) über die Verträge, über welche er überhaupt gern allgemeine, keineswegs aber so leichtfertige, Betrachtungen wie in den Matinées anstellte: „Wenn unsere Interessen andere werden, so muß man mit ihnen anders werden," aber er fügt sogleich die Berichtigung bei: „In diesem Stück muß der Herrscher sich opfern für das Wohl seiner Unterthanen. Im Privatleben muß man gewiß sein Wort halten — bei einem Fürsten ist es aber besser: er bricht einen Vertrag, als er läßt sein Volk zu Grunde gehen." Ganz ähnlich spricht er sich aus im Antimachiavel (Chapitre XVIII.), wo er Machiavel's Satz bekämpft, daß ein Fürst ohne Weiteres sein Wort brechen dürfe und die nachdrückliche Erklärung voran stellt, man müsse, wenn man einmal einen Vertrag geschlossen habe, demselben treu bleiben: „Es gibt widerwärtige Nothwendigkeiten, wo ein Fürst sich kaum zu enthalten wissen wird, seine Verträge und seine Bündnisse zu brechen; aber er soll sie aufgeben als anständiger Mann, indem er seine Verbündeten zur Zeit benachrichtigt und hauptsächlich soll er nie zu diesen äußersten Maßregeln greifen, wenn er nicht durch das Wohl seiner Völker und eine sehr dringende Nothwendigkeit dazu gezwungen ist." In den Mém. p. serv. à l'hist. d. l. mais. de Brand: tadelt er die Gewissenlosigkeit Ludwig XIV. im Brechen von Verträgen und sagt bei der Vergleichung Ludwigs mit dem großen Kurfürsten: „Beide schlossen und brachen Verträge; der eine aus Ehrgeiz, der andere aus Nothwendigkeit; die mächtigen Fürsten verspotten die Sclaverei ihres Worts durch ihren freien und unabhängigen Willen; die Fürsten, die wenig Macht haben kommen ihren Verpflichtungen nicht nach, weil sie oft den Ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wicklungen der Lage zu weichen gezwungen sind." Solchen allerdings offenen, aber stets nur vom staatsmännischen Standpunkt zu beurtheilenden Ausführungen gegenüber müssen in den Augen des Unbefangenen die leichtfertig klingenden Bemerkungen der Matinées als bloße Uebertreibung erscheinen.

Was den Grundsatz der Duldsamkeit betrifft, so floß derselbe bekanntlich bei Friedrich dem Großen theils aus seiner eigenen persönlichen Ueberzeugung, theils aus politischen Rücksichten. Wie früh er schon auf den Standpunkt seiner Duldsamkeit gelangte, dafür haben wir einen merkwürdigen Beweis in seiner dissertation sur l'innocence des erreurs de l'esprit vom Jahre 1738. Der Gedankengang darin ist folgender: In Vielem ist es unmöglich, zur Wahrheit zu gelangen; unsere Vorstellungen sind durch von uns unabhängige Umstände bestimmt, bei verschiedenen Menschen verschieden, bei denselben nicht stets dieselben; daher müssen wir duldsam sein. Dieß stellte er als Forderung nicht blos für den Menschen überhaupt, sondern besonders auch für den Fürsten auf: (Mém. p. serv. à l'hist. de l. mais. de. Brand.) „Ludwig XIV. jagte die Reformirten aus dem Reich, der Kurfürst nahm sie in seinen Staaten auf; der abergläubische und grausame Fürst steht gewiß unter dem duldsamen und liebenswürdigen Fürsten." Er glaubte ferner, wie er sich im Essai sur les formes de gouvernement et sur les devoirs des souverains ausdrückt, „daß von dem Augenblick an, wo jeder Kult frei ist, Jedermann Ruhe halten werde." Den Unionsplan seines Vaters, der nicht blos in den äußeren Gottesdienst der beiden protestantischen Kirchen, sondern auch in den Lehrbegriff derselben eingriff, und insbesondere im lutherischen Gottesdienst einige kleine Aenderungen mit Zwang einführen wollte, nahm er in den ersten Tagen seiner Regierung zurück, und aus denselben Gründen verbot er in der katholischen Kirche alle Kontroverspredigten und Bekeh-

rungsversuche. Jedenfalls hat er sich über diese Dinge stets mit größter Offenheit ausgesprochen. An d'Alembert schreibt er im Oktober 1770: „man muß den falschen Eifer austilgen, um die Geister für eine allgemeine Duldung vorzubereiten; was liegt dann noch an dem Kult, welchem das Volk anhängt?" In seinem Examen critique du système de la nature heißt es: „Es gibt ohne Zweifel nur eine Moral; sie umfaßt das, was die Einzelnen sich gegenseitig schuldig sind; sie ist die Grundlage der Gesellschaft; unter welcher Religion, unter welcher Regierung man sich immer befinden mag, sie muß immer die nehmliche bleiben; die des Evangeliums in ihrer ganzen Reinheit aufgefaßt, würde durch ihre Verwirklichung nützlich sein; allerdings haben die Priester und die Theologie in der Folge vielen Unsinn in die reine und erhabene Moral des ursprünglichen Christenthums hereingebracht." In der mit zunehmendem Alter öfters hervortretenden Verstimmung konnte er wohl auch zu Aeußerungen sich hinreißen lassen, wie (in einem Brief an Prinz Heinrich vom Dezember 1781): „Was die Sittlichkeit betrifft, so ist sie gleich schlecht bei allen Religionen, Lebensaltern, Völkern und nur durch Strafen aufrecht zu erhalten." Im Allgemeinen kann man sagen, daß Friedrich Duldung übte gegen die Angehörigen aller Sekten und Religionen, sofern sie sich den höheren Staatszwecken dienstbar machen ließen. Seine Ansicht hierüber drückt er in einem Briefe vom Februar 1768 an die Kurfürstin Marie Antonie von Sachsen also aus: „Man kann mit Jesuiten, Bonzen, Talaporinen, Imanen und Rabbinern leben, ohne sie zu fressen, und ohne von Ihnen verschlungen zu werden." Insbesondere durch Aufnahme von Jesuiten wußte er seinem Staate großen Nutzen zu verschaffen, denn heißt es in einem Schreiben an d'Alembert, „dieselben sind viel mehr, als ihr in Frankreich denkt, nöthig zur Erziehung der Jugend." Ueber denselben Gegenstand schreibt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er einmal an die Kurfürstin von Sachsen. „Ich habe alle Anklagen gehört, welche man gegen die Jesuiten vorbringt und ich halte viel darin für begründet. — Wenn jedoch die Bulle des Pabstes in Schlesien verkündigt worden wäre, so würde der Unterricht der Jugend beträchtlich darunter gelitten haben und er wäre sogar ganz zu Grunde gerichtet worden aus Mangel an Leuten, welche die Jesuiten hätten ersetzen können!" Die Kurfürstin von Sachsen hatte gewiß Recht, wenn sie hierüber im Juli 1777 an Friedrich schrieb: „Jeder Stand kann nützlich werden unter den Händen einer Regierung, welche ihn zu verwenden weiß." Die katholische Geistlichkeit anerkannte dankbar, daß sie für ihre Güter im Preußischen nur mäßige Lasten zu tragen hatte und dort ihr Eigenthum sicherer genoß, als unter mancher katholischen Regierung; und Friedrich konnte im Jahr 1751 dem Grafen Algarotti schreiben: „die Katholiken sind in meinen Staaten nicht nur geduldet, sondern sogar in besondern Schutz genommen." An dem Einzelnen ehrte Friedrich immer jede Ueberzeugung, wenn sie ehrlich und sich selbst treu war, mochte sie dann von seiner eigenen so weit abweichen, als sie wollte. Sein Freund Jordan durfte ohne die Befürchtung, bei ihm Anstoß zu erregen, in seinem letzten Brief an Friedrich seinen ächt christlichen Standpunkt darlegen. In einem Brief an Voltaire vom September 1736 meint Friedrich zwar, die Absicht der Theologen sei immer, sich eine unbeschränkte Macht über die Gewissen anzumaßen; aber er fügt bei, denen die es verdienen, müsse man auch Gerechtigkeit widerfahren lassen. Und in dem Briefwechsel mit diesem und Graf Manteuffel anerkennt und lobt er Prediger, wie Isaac Beausobre und Reinbeck, wie er auch dem edlen Charakter eines Achard stets die größte Achtung zollte. Mit dem geistreichen und milden Papst Benedikt XIV. unterhielt Friedrich eine Art freundschaftlichen Verkehrs, zwar nur auf mittelbarem Wege, weil

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Kurie das preußische Königthum noch nicht anerkannt hatte. Benedikt wußte von Friedrich zu rühmen, daß er über Fragen des katholischen Kirchenrechts spreche, als ob er ein Kardinal wäre, der viele Jahre lang in den Konsistorial-Kongregationen zugegen gewesen, nur noch anziehender und pikanter; und Algarotti, dem er schon früher seine Bewunderung und sein Wohlwollen für den Papst ausgedrückt, schreibt im April 1751 an Friedrich: „Ew. Majestät hat Balsam in das Blut des heiligen Vaters gegossen und wenn die Protestanten Ew. Majestät die Erhaltung ihrer Rechte und Freiheiten verdanken, so werden die Katholiken Ew. Majestät die Verlängerung der Tage des heiligen Vaters verdanken." Diese Duldsamkeit Friedrichs ging aber keineswegs, wie man nach den Matinées glauben müßte, so weit, daß er gar keinen Unterschied zwischen den Religionen machte. Vor Allem war er sich bewußt, was er in dem Avant-propos des Abregé de l'histoire ecclésiastique de Fleury hervorhebt, daß die Duldsamkeit selbst erst eine Frucht der Reformation war. In einem seiner freundschaftlichen Briefe an die Herzogin von Sachsen-Gotha, den er im Abfassungsjahre der Matinées geschrieben, sagt er: „Vom philosophischen Standpunkt aus sind die Religionen ungefähr gleich; aber die, deren Kult am wenigsten mit Aberglauben beladen ist, muß man vorziehen. Das ist ohne Widerrede die protestantische, die noch den Vorzug hat, nicht verfolgungssüchtig zu sein." Dieser Ansicht blieb er bis in sein höchstes Alter treu, wie ein vertraulicher Brief von ihm an Prinz Heinrich vom Dezember 1781 beweist: „Wenn ich die Wahl unter allen christlichen Sekten hätte, so würde ich mich für die protestantische entscheiden, denn sie richtet am wenigsten Unheil an." Ganz aus der nehmlichen Ueberzeugung entsprang sein Schreiben an den Staatsminister, Freiherrn von Zedlitz vom 5. September 1779: „daß die Schulmeister auf dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lande den jungen Leuten die Religion und Moral lehren ist recht gut und müssen sie davon nicht abgehen, damit die Leute bei ihrer Religion hübsch bleiben und nicht zur katholischen Religion übergehen, denn die evangelische Religion ist die beste und weit besser, als die katholische." Dasselbe legt er auch in der Instruction an Major Borcke vom 24. September 1751 dem Erzieher seines Neffen an das Herz: „der Erzieher soll auf geschickte Weise seinen Zögling merken lassen, daß nichts gefährlicher ist, als wenn die Katholiken in einem Land die Oberhand haben wegen der Verfolgungen, wegen des Ehrgeizes der Päbste, und daß ein protestantischer Fürst viel mehr Herr in seinem Land ist, als ein katholischer!" Im dritten Art.: De la Superstition et de la Religion legt er dieß ausführlicher so dar: „Vom politischen Standpunkt aus ist die protestantische Religion für Republiken und Monarchien die zuträglichste; sie verträgt sich am besten mit dem Geist der Freiheit; in den Monarchien unterwirft sie sich ganz den Regierungen, während die katholische Kirche im zeitlichen Staat einen geistigen, allmächtigen Staat errichtet, die Priester mehr Herren über die Völker sind, als die Herrscher." Es war besonders diese von ihm gefürchtete und verabscheute Herrschsucht der katholischen Kirche, welche ihn stets zur größten Vorsicht mahnte und abhielt, ganz unbeschränkte Duldung nach allen Seiten zu üben. „Der Geist der Herrschsucht und der Unduldsamkeit," schreibt er im Juni 1768 an Marie Antonie von Sachsen, „ist der gleiche bei allen denen, welche sich für die Gesandten Gottes des Vaters halten, um eine unverständliche Metaphysik den Dummköpfen u. s. w. zu verkünden." Aus diesem Grunde wiederholt er auch ganz einfach in dem ersten Articulus der Instruktion für das General-Direktorium vom Jahr 1748 die von Friedrich Wilhelm I. in der Instruktion vom Dezember 1722 aufgestellte Bestimmung, daß in der Regel nur Protestanten angestellt werden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sollen. (Damit ist zugleich die Bemerkung der Matinées erledigt, die Katholiken herrschen in manchen Theilen Preußens so sehr vor, daß der König nur einen oder zwei Beamte dahin schicken könne. Es ist ohnedieß bekannt, daß man in Schlesien, wo die meisten Katholiken wohnten, sich über die Bevorzugung der Protestanten in Betreff der Anstellungen beklagte.) Wo Friedrich Priesterherrschsucht mit Aberglauben verbunden sich gegenüber sah, konnte er sich auf's Höchste erbittern; so ist bekannt, wie er mit beißendstem Hohn über den zur Vernichtung der Ketzer bestimmten päpstlichen Degen des Marschall Daun spottete; in einem Brief an die Herzogin von Sachsen-Gotha vom März 1764 nennt er den Papst „den Betrüger der Betrüger" und an d'Argens schrieb er im Mai 1759: „Was Seine Heiligkeit betrifft, so halte ich ihn für den größten Narren aller Nachfolger des heiligen Petrus;" an Darget (März 1760): „der Zweck des Werkes (er meint seine Relation du Phihihu) ist, dem Papst, der die Degen meiner Gegner segnet und den meuchelmörderischen Mönchen Zuflucht gibt, einen Hieb zu versetzen." In dem Épitre III. sur l'histoire ecclésiastique vom Oktober 1762 heißt es: „Die gegenwärtigen Könige, die sich selbst achten, kommen nicht mehr, um zu den heuchlerischen Füßen jener heiligen Tyrannen Scepter und Diadem niederzulegen. Indeß noch in unsern Tagen kämpft die theologische Ehrsucht mit krummen Winkelzügen gegen die königliche Macht." Nach seiner Ansicht, die er z. B. in einem Brief an Voltaire vom Januar 1775 ausspricht, sind „die katholischen und hugenottischen Priester in Deutschland mehr von Eigennutz, bei den Franzosen mehr von Religionseifer beherrscht."

Seine Ueberzeugung von der Unvollkommenheit der religiösen Reform hielt er nicht zurück. Er bedauert in einem Brief an die Herzogin von Sachsen-Gotha vom April 1764, daß Luther auf halbem Wege stehen geblieben und nicht bis

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zum Socianismus vorgedrungen sei; auch in dem Art. III. des Aufsatzes de la superstition et de la religion bekennt er, daß nicht alle Irrthümer durch die Reform zerstört wurden; an Voltaire schrieb er im Februar 1737: „die protestantische Religion ist noch nicht vom Aberglauben und Bigotterie gereinigt.“ Sehr erbitterte es ihn, wenn die Theologen der verschiedenen Bekenntnisse aus übergroßem Religionseifer die ruhige Entwicklung der Wissenschaft, besonders der Naturwissenschaften störten. In der Éloge de M. de la Mettrie tadelt er eine solche Verfolgungssucht und bemerkt unter Anderem: „der gemeine Haufe der Geistlichen ist wie Don Quichotte, der merkwürdige Abenteuer in gewöhnlichen Vorkommnissen fand.“ Die lächerliche Behauptung der Matinées, im neunten Jahrhundert seien die Hohenzollern den Kaisern zu Gefallen Christen geworden, wird mit keinem Rechte Friedrich in den Mund gelegt. Im Art. II. De la superstition et de la religion sagt er: „die Ohnmacht, einem so furchtbaren Feinde zu widerstehen und die Furcht vor seinen Drohungen führten die brandenburgischen Völker zur Taufe im Lager Karls des Großen.“

Wenn in den Matinées ferner zu lesen ist, „die Hohenzollern haben die Reformation gemacht, die ihnen ein apostolisches Aussehen gab, indem sie ihren Beutel füllte,“ oder „sie seien Lutheraner geworden, um die Güter der Kirche zu nehmen,“ so ist allerdings richtig, daß sich Friedrich manchmal ähnlich ausgesprochen hat. Er sagt in den Mém. pour serv. à l'hist. de la mais. de Brand., die Unwissenheit und Sittenlosigkeit der Geistlichen, namentlich der Indulgenzenhandel Leo's X. habe das Bedürfniß nach Reformen geweckt, und der Prediger Luther viele Fürsten gewonnen, für welche die Plünderung der Kirchengüter eine süße Lockspeise war; in Deutschland sei die Reform ein Werk des Eigennutzes gewesen, in England das der Liebe (Heinrich VIII.),

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in Frankreich das der Neuheit oder vielleicht eines Liedes" (von Kalvin, mit dem Kehrreim: „O moines, o moines, il vous faut marier"). „Huß, Luther, Kalvin brauchen keine großen Geister gewesen zu sein." Auch in einem Brief an Voltaire vom Februar 1737 legte er noch großen Nachdruck auf die weltliche Seite der Reformation: „die protestantische Religion war den Fürsten sehr wohlthätig, weil sie vom Joche der Kirche und päpstlichen Kurie befreit und ihre Einkünfte durch die Säkularisation der Kirchengüter bedeutend vermehrt wurden." Dieser voltairisirenden Geschichtsauffassung gegenüber machte sich aber bald bei ihm eine würdigere und wahrere geltend. In Art. II. de la superstition et de la religion spricht er mit Bewunderung aus, daß ein einfacher Mönch den Menschen ihre Vernunft wieder gegeben habe. Und im Art. III. de la religion sous la réforme, in welchem er sich ganz auf den philosophischen Standpunkt stellt, heißt es: „das schwere Joch der Priester erregte Unwillen; nach Luther wurde die Religion wieder einfacher, was vielleicht für das gemeine Volk nicht gut war; im Ganzen war die Reform der Welt nützlich; die Protestanten gebrauchten wieder die Vernunft, die Katholiken mußten sich vertheidigen, die Geistlichen ihre Unwissenheit aufgeben. Die Reform ist ein Zügel für den Ehrgeiz des Papstes; die katholischen und protestantischen Geistlichen müssen den Anstand wahren. — Die Kurfürsten von Brandenburg waren in den Religionswirren gemäßigt und weise." Im Verlaufe lobt er noch die Duldsamkeit Friedrich Wilhelms und Friedrichs I. und tadelt die Verfolgungssucht der Reformirten gegen die Lutheraner. In einem Brief an d'Argens vom Oktober 1762 sagt er über das Reformationszeitalter: „Welches Jahrhundert! Es wäre schön gewesen, damals geboren zu sein!" Wir sehen also auch hier wohl manche Anklänge an Friedrich'sche Anschauungen und Aussprüche, aber heraus-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gerissen aus dem ursprünglichen Zusammenhang, in ein neues und zwar schiefes Licht gestellt und von Folgerungen begleitet, die niemals in Friedrichs Sinne liegen konnten. Es ist ganz dasselbe Spiel, wie bei einem Zerrbild, das immerhin die Aehnlichkeit mit dem Urbilde bewahren muß, aber eben dadurch von dem getreuen Abbild sich unterscheidet, daß einzelne Züge zu grell hervorgehoben und gewisse Zuthaten beigefügt werden. Daß der Verfasser der Matinées auf diese Weise vorgegangen ist, läßt sich namentlich an Einzelheiten nachweisen. Wenn Friedrich z. B. im Allgemeinen den Grundsatz hat, den er einmal in einem Brief an die Herzogin von Sachsen-Gotha vom August 1763 darlegt: „ein Philosoph müsse sich den Bräuchen der Länder fügen, in denen er sich aufhalte, ohne dieselben zu billigen und ohne sie offen zu kritisiren," so ist diese vernünftige Vorschrift mit wenigen Strichen zu einer planmäßigen Heuchelei ausgebildet in dem Satze der Matinées: „der Fürst dürfe keine Religion haben; aber er müsse gleichwohl einen vorübergehenden Schein bewahren, als ob er Religion hätte, um sich denen, die ihn beobachten und ihn umgeben, anzubequemen." Dieß konnte nie von Friedrich ausgesprochen worden sein, denn es wäre in zu seltsamem Widerspruch zu der Art gestanden, wie Friedrich in Schrift und Wort und Leben sich zu der Religion stellte. Wodurch denn hatte er den Haß Solcher auf sich gezogen, die, wie in The Home and Foreign Review geschieht, das Auftreten des neuern Liberalismus, den Untergang der feudalen und das Auftauchen einer neuen Monarchie, welche sich nicht auf göttlichen Ursprung, sondern auf Vernunft und Nothwendigkeit beruft, beklagen, als eben dadurch, daß er (Brief vom September 1763 an die Herzogin von Sachsen-Gotha) „einen Scherz über religiöse Dinge für besser hielt, als blutige Religionskriege," daß er, wie er seinem Erzieher Duhan de Jandun

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gegenüber sich ausspricht, lieber „Vater eines guten Witzes, als Bruder in Christo sein wollte?" (Er ging hierin bekanntermaßen oft sehr weit; aber es ist nicht zu glauben, daß er jemals die Vaterschaft eines so schlechten und gesuchten Witzes, wie über die Eva am Schlusse unserer Morgenstunde, anerkannt hätte.) Wodurch hatte er Jene Anhänger veralteter Einrichtungen und Vorstellungen am meisten geärgert, wenn nicht durch Aeußerungen, wie im Examen de l'essai sur les préjugés: „Wir opfern die Ansprüche von Ebenbildern der Gottheit, von Vertretern derselben, die man den Fürsten in so unpassender Weise beilegt; die Könige sind Menschen, wie die andern; sie genießen nicht das ausschließliche Vorrecht, vollkommen zu sein in einer Welt, wo Nichts vollkommen ist?" Daß Friedrich daneben gelegentlich einmal zu einem ganz bestimmten Zweck die Religion als Politiker ausbeutete, soll damit nicht geläugnet werden. An Duhan de Jandun, der es als geschickten Streich schildert, predigen zu lassen, der schlesische Krieg sei vom König als Verfechter des Protestantismus unternommen, schreibt er: „die Religion und meine tapfern Soldaten werden das Uebrige thun."

Wenn die erste Hälfte dieser zweiten Morgenstunde noch Manches enthält, was zur Noth an Friedrich erinnern konnte, so ist die ganze zweite Hälfte eine Anhäufung des größten Unsinns, der größten Unwahrscheinlichkeiten, Widersprüche, thatsächlichen Irrthümer und Mißverständnisse. (Sehr bezeichnender Weise fehlt, wie schon bemerkt wurde, dieser ganze Abschnitt im Druck von 1766.) Die Aufgabe ist hier, Glied für Glied von dieser Kette falscher Behauptungen abzulösen und nachzuweisen, wie sie entstanden und an einander gefügt worden sind, und insbesondere, daß sie von Jemand herrühren, der weder Friedrich noch die preußischen Verhältnisse annähernd gekannt hat.

Friedrich nimmt nach den Matinées ein angeblich von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Friedrich Wilhelm begonnenes Unternehmen wieder auf, nehmlich die Katholiken, Lutheraner und Reformirten zu vereinigen, vermittelst der Verhöhnung der Anstalten und Heiligenverehrung der katholischen Kirche, sowie vermittelst der Ersetzung der heiligen Geheimnisse und des Buchstabenglaubens durch den gesunden Menschenverstand vermittelst der Forderung, daß die Lutheraner ihre Spitzfindigkeiten aufgeben und die Kalvinisten sich ihnen nähern sollen, vermittelt der Aufhebung der Mönchsklöster und des Cölibats.

Vor Allem widerspricht dieser ganze Plan den Grundanschauungen Friedrichs, wie er sie zu allen Zeiten seines Lebens offen dargelegt hat. Im Februar 1763 schreibt er an die Herzogin von Sachsen-Gotha: „Es gibt keinen ausschweifenderen Gedanken, als den Aberglauben zerstören zu wollen. Vorurtheile bilden die Vernunft des Volkes und dieses schwachköpfige Volk, verdient es aufgeklärt zu werden? Sehen wir nicht, daß der Aberglaube einer der Bestandtheile ist, welchen die Natur in die Zusammensetzung des Menschen gebracht hat?“ Dasselbe wiederholt er öfters im Briefwechsel mit d'Alembert (November 1769): „Ich weiß nicht, welcher Engländer, der der christlichen Religion das Horoskop stellte und ihre Dauer berechnete, das Ende derselben auf den Schluß dieses Jahrhunderts festgesetzt hat. Ich wäre nicht böse darüber, dieses Schauspiel zu sehen, dennoch scheint mir, daß die Sache nicht so rasch gehen wird und daß die Priesterschaft ihre verächtlichen Abgeschmacktheiten vielleicht noch eine Reihe von Jahrhunderten aufrecht erhalten wird. — Dieß schöne Geschlecht mit zwei Füßen und ohne Federn wird stets der Spielball der Schufte sein, die es täuschen wollen.“ Im Oktober 1760 schreibt er an Voltaire: „Mehr als drei Viertel der Menschen sind gemacht für die Sklaverei des abgeschmacktesten Fanatismus,“ im August 1766: „Der gemeine

Haufe verdient nicht, aufgeklärt zu werden." Zwar meint er einmal im Oktober 1770 d'Alembert gegenüber: „Man sollte doch die Moral festhalten, das Nothwendige davon reformiren, die einflußreichen Männer aufklären, den Aberglauben lächerlich machen und die Glaubenssätze verhöhnen;" allein bald darauf (im Dezember) schreibt er: „Ich glaube, daß ein Philosoph, der es unternähme, dem Volk eine einfache Religion beizubringen, Gefahr laufen würde, gesteinigt zu werden." Besonders in Deutschland hielt Friedrich ein solches Unternehmen für fruchtlos; denn wie er einmal im Juli 1737 an Voltaire schreibt: „In Deutschland ist Jemand, der dafür angesehen wird, keine Religion zu haben, mag er auch der anständigste Mensch von der Welt sein, von Jedermann allgemein verschrieen." Daß man jedenfalls die Priesterschaft nicht angreifen dürfe, weil sie sehr mächtig und angesehen beim Volke sei, spricht er aus im Examen de l'essai sur les préjugés. Zwar neigt er sich eben dort zu der Ansicht, man könne durch literarische Bekämpfung, allerdings nur durch diese, religiösen Unsinn beseitigen, aber die Hauptsätze, an die er sich hält, sind die, daß das Gute und Böse sich überall vermischt vorfinde, daß nach der Erfahrung der Mensch aller Jahrhunderte in der beständigen Sklaverei des Irrthums sich befinde, daß der religiöse Kult der Völker gegründet sei auf abgeschmackte Fabeln und begleitet von seltsamen Gebräuchen, daß es demnach ein vergebliches Unternehmen wäre, Vorurtheile und Aberglauben ausrotten zu wollen. Das Mönchswesen greift er im selben Aufsatz nicht vom theologischen oder philosophischen, sondern vom volkswirthschaftlichen Standpunkt an, indem er sagt: „Der Verständige muß sich empören gegen diese Sammelplätze von Müssiggängern, welche leben auf Kosten des arbeitsamen Theiles des Volkes, gegen diese Menge von Klosterbrüdern, welche den Naturtrieb erstickend, so viel an ihnen ist, zum Aus-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sterben des Menschengeschlechtes beitragen." In einem Brief an Voltaire vom Juli 1777 spricht er die Ueberzeugung aus, daß überall die Geldnoth die katholischen Staaten dazu führen werde, die Kirchengüter anzugreifen. Dann werde man die Statthalter Christi nicht mehr anerkennen, sondern jeder Staat seine eigenen Patriarchen, seine nationalen Konzilien haben und sich mehr und mehr von der Kircheneinheit entfernen.

Wenn, wie hiemit für Jeden einleuchtend dargethan ist, schon in Friedrich selbst alle Voraussetzungen fehlen zu dem ihm in den Matinées untergeschobenen Bekehrungsplan, so beruht Alles ferner auf einem geschichtlichen Irrthum, was über den Plan Friedrich Wilhelms und die Beauftragung des Präsidenten von Loën mit Ausarbeitung einer Abhandlung des schon angeführten Inhalts in unserer Morgenstunde gesagt ist. Erstlich ist es ein Irrthum, daß Friedrich Wilhelm je den abenteuerlichen Plan gehabt habe, die katholischen und protestantischen Bekenntnisse zu vereinigen. Sein Wunsch ging nur auf die Vereinigung der beiden protestantischen Bekenntnisse. Diese lag ihm allerdings sehr am Herzen und ihr zu lieb erlaubte er sich trotz seiner sonstigen Duldsamkeit manche Härte gegen eifrige Lutheraner und Reformirte, wie er z. B. die Schriften der orthodoxen Wittenberger Theologen in Preußen verbot. (Wir haben oben gesehen, daß Friedrich gleich im Anfange seiner Regierung jeden von seinem Vater in dieser Richtung eingeführten Zwang aus eigenem Antrieb aufhob.) Sodann ist die Behauptung falsch, daß der Präsident Loën im Auftrage Friedrich Wilhelms seine Abhandlung geschrieben habe. Barbier berichtet uns hierüber das Nähere: „Was in den Matinées als Inhalt jener Abhandlung angegeben wird, gibt eine getreue Auseinandersetzung der Abhandlung des Herrn von Loën: „La véritable religion, unique dans son espèce, universelle dans ses principes, corrompue par les disputes de théologiens, divisée

en plusieurs sectes, réunie en Christ. Francfort et Leipsik, Jean Frédéric Fleischer 1751, 2 vol. in 8. Das Werk ist Friedrich II. gewidmet. „Wie," fragt Barbier mit Recht, „sollte sich dieser Fürst dieses Umstandes nicht erinnert haben? Ist er es nicht viel mehr, als sein Vater, der Herrn von Loën zum Schreiben veranlaßt hat?" Dieser Herr von Loën, Regierungspräsident von Teklenburg und Lingen, hatte seine Abhandlung deutsch veröffentlicht; man hatte dann eine Uebersetzung davon begonnen, in welcher der Verfasser sich nicht wieder erkannte, was ihn bestimmte, selbst sein Werk zu übertragen. Die andere Uebersetzung erschien fast zur selben Zeit zu Hof und Baireuth, ohne Zeitangabe, 2 vol. in 8. Der Uebersetzer war ein französischer Edelmann, der seit Kurzem in Deutschland sich niedergelassen hatte. Herr von Loën, der im Jahr 1778 starb, hatte selbst einige Werke französisch veröffentlicht, unter anderem: „Système de religion universelle 1753, in 8."

Nach der weitern Darstellung der Matinées wäre Voltaire dazu ausersehen gewesen, das große Bekehrungswerk durch eine Vorrede einzuleiten. Im Jahre 1753 hatte Voltaire nach seinem Zerwürfniß mit Friedrich Berlin verlassen und mehrere Jahre hindurch war sogar der Briefwechsel zwischen beiden ganz stille gestanden und erst im Jahre 1757 wieder aufgenommen worden. Allein von der frühern Vertrautheit und Offenheit im Verkehr ist keine Spur mehr zu finden. Schon im September 1749 hatte Friedrich an Algarotti geschrieben: „es ist sehr schlimm, daß eine so gemeine Seele mit einem so schönen Geiste verbunden ist; er hat die Artigkeiten und die Bosheit eines Affen," und im Dezember 1751 an die Markgräfin von Baireuth: „Voltaire hat sich aufgeführt wie ein unartiger Narr — er hat so viele Schurkereien begangen, daß, wenn nicht sein Geist wäre, der mich noch verführt, ich genöthigt wäre, ihn vor die Thüre zu setzen;" dieß wiederholt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er im April 1753 mit den Worten: „Voltaire ist der verrätherischste Schurke, den es auf der Welt gibt.“ Zum Ueberflusse haben wir noch aus späterer Zeit weitere Zeugnisse dafür, daß Friedrich bei seiner großen Verachtung gegen Voltaire's sittlichen Charakter demselben gewiß keine wichtige Aufgabe mehr anvertraut hätte. Wie Friedrich im Jahr 1753 an Darget geschrieben hatte: „Voltaire ist der unartigste Narr, den ich in meinem Leben kennen gelernt habe; er ist zu Nichts gut, als zum Lesen. Sie können sich nicht alle Doppelzüngigkeiten, Schurkereien und Gemeinheiten vorstellen, die er hier gemacht hat; ich bin entrüstet, daß so viel Geist und Kenntnisse die Menschen nicht besser machen;“ so urtheilt er noch im Mai 1761 bei d'Argens: „Alles, was ihn angeht, berührt mich kaum. Dieser Mensch bleibt sich nicht gleich in seinem Benehmen. Ich sehe bei ihm nur einen Plan beständig, nehmlich Geld aufzuhäufen; das ist der einzige, von dem er sich nie entfernt, ohne Bedenken und Scham bei der Wahl der Mittel und fortwährend geplagt von einem unersättlichen Durst nach Reichthümern. Lassen wir diesen Elenden sich selbst bloß stellen durch die Käuflichkeit seiner Feder, durch die Treulosigkeit seiner Ränke und durch die Verkehrtheit seines Herzens;“ in einem Brief an Catt vom März desselben Jahres nennt er Voltaire „einen großen Schuft und einen Menschen von verkehrter, niedriger und feiger Seele.“ Es heißt in der Lobrede, die Friedrich nach Voltaire's Tode auf denselben, der von ihm erlittenen Widerwärtigkeiten vergessend, verfaßt hat, Voltaire habe die Wahrheit eifrig gesucht, Duldung der verschiedenen Sekten empfohlen, Verfolgung verabscheut, die Laster der Priester gebrandmarkt, nie aber die wahre Religion angegriffen, dieselbe vielmehr vertheidigt. So gewiß dieses Lob unbegründet ist, so gewiß konnte Friedrich dann nicht wagen, dasselbe auszusprechen, wenn er selbst die Veranlassung zu einer Schrift Voltaire's

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gegeben hätte, welche die Vernichtung der bestehenden Religionen beabsichtigte. Dazu kommt, daß Friedrich selbst erklärte, Voltaire habe sich nie ein Religionssystem gebildet. Allein wir haben noch eine Reihe äußerer, durchaus schlagender Zeugnisse zur Hand. Wie Friedrich überhaupt den übergroßen Eifer Voltaire's und der Enzyklopädisten gegen die Offenbarungsreligionen mißbilligte, so schrieb er im Jahre 1766 an Voltaire: „Wir kennen die Verbrechen, welche der Religionseifer begehen ließ; hüten wir uns, den Fanatismus in die Philosophie einzuführen; ihr Charakter soll die Sanftmuth und Mäßigung sein." Voltaire würde sich doch wohl im Jahr 1766 noch daran, daß er im Jahr 1764 eine Weisung ganz des entgegengesetzten Sinnes erhalten hatte, erinnert und gegen die neue Ermahnung verwahrt haben. Friedrich schreibt ferner an d'Alembert im Juli 1769: „Voltaire ist der Vorläufer dieser Umwälzung gewesen; indem er die Geister darauf vorbereitete und mit vollen Händen den Spott ausschüttete auf die Pfaffen und noch etwas Besseres." Wie konnte er, der diesen Vorläufer doch ausgesandt haben sollte, sich so ausdrücken Jemand gegenüber, der nach den Matinées ja selbst auch Mitglied jener widerreligiösen Verschwörung und jedenfalls darüber unterrichtet war, welche Rolle man Voltaire zugetheilt hatte? Wenn schließlich d'Alembert im Februar 1764 Friedrich folgende Nachricht gibt: „Herr von Voltaire hat eben ein Werk vollendet über die Duldsamkeit, in welchem er sich anstrengt, die Christen zu überreden, sich zu vertragen, weil ihre Religion unerträglich ist; ich zweifle, ob diese Art, sie zu überzeugen, sie wohlwollend macht; man muß die Frommen behandeln, wie es die Sybille mit Cerberus in der Aeneis macht, nehmlich ihnen Kuchen, nicht Steine hinwerfen, um sie am Bellen zu hindern," so haben wir erstens ein klares Zeugniß, daß Friedrich und d'Alembert damals nicht mit Voltaire zusammen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

arbeiteten, zweitens einen bedeutsamen Fingerzeig, wie in die Matinées, die ja auch 1764 abgefaßt wurden, die Bemerkung gekommen sein mochte: „Voltaire hat die Vorrede dazu gemacht" u. s. w., und drittens sehen wir zugleich, wie d'Alembert selbst über diese Sache dachte. Vermöge seines Charakters, dem Friedrich die schönste Anerkennung zollt — er schreibt an die Herzogin von Sachsen-Gotha im Juli 1763: „Herr d'Alembert hat einen aufrichtigen, natürlichen und friedfertigen Charakter" — und vermöge seiner Fähigkeiten und Geistesrichtung an sich wäre er wohl der Mann für die schwierigste Aufgabe in dem betreffenden Sinne gewesen; allein er denkt sich eine ganz andere Art, wie man den gewöhnlichen Volksglauben oder Aberglauben angreifen müsse. Er schreibt Friedrich im September 1766: „Ich glaube, ein Philosoph darf nur ein Viertel der Wahrheit sagen, wenn zu viel Gefahr dabei ist, dieselbe ganz vollständig zu sagen. Dieses Viertel wird stets gesagt sein und Früchte tragen, ohne dem Urheber zu schaden; in glücklicheren Zeiten werden dann die drei andern Viertel gesagt werden, sei es der Reihe nach, sei es auf einmal;" ähnlich im März 1770: „Es scheint mir, daß man die Hand nicht geschlossen halten muß, wenn man sicher ist, die Wahrheit darin zu haben; man muß nur mit Weisheit und Vorsicht die Finger der Hand, einen nach dem andern, aufthun und nach und nach ist die Hand plötzlich offen und die Wahrheit geht daraus ganz vollständig hervor; die Philosophen, welche die Hand zu rasch öffnen, sind Narren; man schneidet ihnen die Faust ab und das ist Alles, was sie dabei gewinnen. Diejenigen aber, welche sie ganz geschlossen halten, thun nicht für die Menschheit das, was sie sollen." Ebenso ungefähr lautet ein Brief vom nächsten Monat: „Ich denke mit Ew. Majestät, daß wenn der Irrthum und Aberglaube mächtig sind, man sie nicht leidenschaftlich angreifen muß, weil dieser ungestüme Eifer nur

dazu dienen würde, die Philosophie mit einem fruchtlosen Verbrechen zu belasten. Man muß nicht die Kanone gegen das Haus richten, weil die Vertheidiger desselben aus den Fenstern einen Hagel von Gewehrschüssen absenden würden; man muß nach und nach beiseits ein anderes, wohnlicheres und bequemeres Haus errichten; unmerklich wird alle Welt kommen, in demselben zu wohnen und das von Leoparden gefüllte Haus wird verlassen stehen." Man sieht aus allem diesem, daß d'Alembert mit Friedrich darin einverstanden ist, daß man in diesen Dingen gerade den entgegengesetzten Weg einschlagen müsse, als der in den Matinées ihnen zugemuthet ist. Daß der Mathematiker und Präsident der Berliner Akademie, Maupertuis, dem übrigens Friedrich in vielen Briefen das Lob eines zuverläßigen, uneigennützigen, redlichen und kenntnißreichen Mannes gibt, für die Rolle, welche ihm in den Matinées zugetheilt wird, ganz und gar nicht der Mann war, brauchen wir nicht auszuführen. Derselbe war überdieß, was der Verfasser der Matinées leider übersehen hat, schon 1759 gestorben. So können wir sogleich zu Rousseau übergehen. Dieser hatte, wie es scheint, das Amt der Nachhut bei dem ganzen Plane zu übernehmen; schon seit vier Jahren soll er sich vorbereiten, um allen unvermutheten Einwürfen zu begegnen. Nun ist aber die Wahrheit, daß Friedrich von Rousseau sehr gering dachte. Und erst zwei Jahre vor Abfassung der Matinées trat er mit demselben in flüchtige Berührung, von welcher drei Briefe zeugen. Der erste vom Juli 1762 aus Motiers-Travers lautet: „Majestät, ich habe viel Böses über Sie gesagt und werde vielleicht noch mehr sagen. Indeß verjagt aus Frankreich, Genf, dem Kanton Bern, komme ich, eine Zuflucht in Ihren Staaten zu suchen; mein Fehler ist vielleicht, nicht damit angefangen zu haben; dieses Lob gehört zu denen, deren Sie würdig

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sind. Sire, ich habe von Ihnen keine Gnade verdient und ich fordere keine; aber ich habe geglaubt, Ew. Majestät erklären zu müssen, daß ich in ihrer Macht sei und darin sein wolle; Sie können über mich verfügen wie Sie wollen." Der zweite ist vom Oktober desselben Jahres. „Sire, Sie sind mein Beschützer und mein Wohlthäter und ich habe ein für Dankbarkeit geschaffenes Herz; ich komme, mit Ihnen abzurechnen, wenn ich kann. Sie wollen mir Brod geben; ist keiner Ihrer Unterthanen, der daran Mangel leidet? Nehmen Sie vor meinen Augen diesen Degen weg, der mich blendet und mich verletzt; er hat nur zu sehr seine Pflicht gethan und das Scepter ist verwaist! Die Laufbahn ist groß für die Könige von Ihrem Stoff, und Sie sind noch weit vom Ziele; indeß die Zeit drängt und es bleibt Ihnen nicht einen Augenblick zu verlieren, um dem Ziele entgegen zugehen. Könnte ich Friedrich den Gerechten und den Gefürchteten seine Staaten mit einem zahlreichen Volk erfüllen sehen, dessen Vater er wäre, und J. J. Rousseau, der Feind der Könige, wird zum Fuße seines Thrones kommen, dort zu sterben." Der dritte und letzte Brief ist aus Wooton, vom März 1766: „Sire, ich verdanke dem Unglück, welches mich verfolgt, zwei Güter, die mich trösten, das Wohlwollen von Mylord Maréschall und der Schutz Ew. Majestät. Gezwungen, fern von dem Staate zu leben, wo ich unter Ihre Völker eingeschrieben bin, bewahre ich die Liebe zu den Pflichten, welche ich dort auf mich genommen habe. Gestatten Sie, Sire, daß Ihre Güte mir folge mit meiner Dankbarkeit und daß ich stets die Ehre habe, Ihr Schützling zu sein, wie ich stets sein werde Ihr treuester Unterthan." Dieß war der ganze Verkehr zwischen Rousseau und Friedrich. Dieser spricht von Rousseau in mehreren Briefen (im Juli und September 1762) an George Keith, Earl Marischall of Scottland) (oder wie er sich selbst schrieb le Maréchal d'Ecosee), den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Statthalter von Neuenburg. Er schickt an Keith 100 Thaler, fügt aber bei: „ich gestehe, daß meine Gedanken so verschieden von den seinigen sind, als das Endliche von dem Unendlichen." Ich glaube, daß Ihr Rousseau seine Bestimmung verfehlt hat; ich urtheile, daß Ihres Wilden Sitten ebenso rein, als sein Verstand haltlos ist;" im November 1762: „Ich habe Ihren Brief und den des wilden Philosophen erhalten," im September 1763: „Man sagt, daß Jan Jacques Ihnen nicht folgen wird, so daß Ihre Schotten nicht den schweizerischen Wilden sehen werden. Sie werden deßwegen nicht sehr zu beklagen sein und Herr Hume wird Sie hundertfach für das entschädigen, was Sie bei der Gesellschaft von Jan Jacques verlieren könnten."

Was schließlich den abenteuerlichen Plan eines Konzils betrifft, so hat der Verfasser der Matinées entschiedenes Ungeschick bewiesen in der Wahl der beiden Männer, die er zu Vertretern dieses merkwürdigen Gedankens macht. Der Marquis d'Argens, bis zu seinem Tode der treueste Freund Friedrichs, theilte im Allgemeinen dessen religiöse Zweifel und nennt sich deßwegen wohl auch einmal scherzweise „den Großvikar der Sekte Friedrichs." Er hat aber wiederholt darauf aufmerksam gemacht, wie schädlich der Eifer der französischen Philosophen gegen jede geoffenbarte Religion und wie nothwendig es sei, das zu schonen, was in den Augen vieler Millionen Menschen ein Heiligthum bilde. Jedenfalls liegen seine Bemühungen, die zum Theil in das Jahr 1762 fallen, nehmlich nachzuweisen, wie die christlichen Priester die Weltgeschichte verdorben haben, weit ab von den ihm in den Matinées untergeschobenen Dingen. Herrn Formey (denn dieß ist nach der Notter'schen Handschrift die richtige Lesart), der Verfasser von Histoire de l'Academie royale des sciences et des belles lettres dépuis son origine jusqu' à présent à Berlin 1750 und von Souvenirs d'un citoyen 2 Tom.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

à Berlin 1789, hier zu nennen als Verbündeten von d'Argens, verräth eine vollständige Unkenntniß der Verhältnisse und Umgebung Friedrichs; denn erstlich stand derselbe nur als sécretaire perpétuel der Academie der Wissenschaften in bloß oberflächlichem, schriftlichem Verkehr mit Friedrich, und wurde erst 15 Jahre nach Abfassung der Matinées manchmal zum König berufen, der übrigens nicht allzuviel auf ihn hielt, wie aus einem Brief von Algarotti hervorgeht, vom Februar 1754: „Formay hat geistreich sein wollen; er hat einen Anlauf gegen die Natur unternommen und sicherlich ist dies nicht zu seinem Vortheil ausgefallen." Und dann theilte Formey nicht die freie Denkart des Königs über die Religion.

Alle diese in der zweiten Hälfte unserer Morgenstunde angehäuften Irrthümer, falschen Voraussetzungen, Beweise von vollständiger Unkenntniß der Verhältnisse legen klar dar, daß hier ein Fremder spricht. Die ganze Art der Darstellung, die wenn auch ziemlich oberflächliche Kenntniß der einschlägigen französischen Literatur, die Leichtfertigkeit in den Anschauungen weisen uns mit Bestimmtheit auf französischen Ursprung hin. Wir werden später sehen, daß dafür auch noch unbedeutende Einzelnheiten in unserer Morgenstunde sprechen.

Nachzutragen haben wir nur noch eine kurze Bemerkung über den Abschnitt, welcher die Juden betrifft. Nachdem im Vorhergehenden die katholischen Priester mit einer Menge von Schimpfnamen belegt sind, spricht sich der Verfasser der Matinées mit großer Duldsamkeit über die Juden aus. Er stellt hier Friedrich in einem günstigeren Lichte dar, als derselbe wirklich verdient, und er läßt sich hier merkwürdiger Weise eine Gelegenheit entgehen, den Haß Friedrichs gegen jede Religion durch ein neues schlagendes Beispiel zu beweisen. Friedrich hegte nehmlich trotzdem, daß er im Allgemeinen auch hier sich duldsamer bewies, als die zeitgenössischen Fürsten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fortwährend eine nicht geringe Abneigung gegen die Juden und zwar, wie vermuthet wird, eben wegen der Zähigkeit, mit welcher sie den Glauben ihrer Väter festhielten. In großem Gegensatz zu der Duldsamkeit der Matinées gegen dieselben stehen seine Einrichtungen zur Verhinderung ihrer Vermehrung. Er hat die Zahl der Juden, die nicht überschritten werden durfte, an jedem Orte genau festgesetzt; jeder jüdische Familienvater mußte einen Schutzbrief haben, der nur auf eines seiner Kinder vererbt werden konnte, während den andern Nichts übrig blieb, als das Land zu verlassen oder eigene Schutzbriefe zu lösen. Dazu kamen noch weitere Quälereien der eigenthümlichsten Art. „Die Juden mußten um sich niederlassen und verheirathen zu können, Porzellan aus der königlichen Fabrik kaufen und im Ausland verkaufen u. s. w.

Wenn in der Morgenstunde „über die Religion" wenigstens an einzelnen Stellen der ersten Hälfte Anklänge an wirkliche Anschauungen und Aussprüche Friedrichs sich finden, so können wir auch keine Spur davon in der dritten Morgenstunde „über die Rechtspflege" entdecken. Schon die ersten Sätze, daß der König zwar für Aufrechterhaltung des Rechts zwischen den Unterthanen sorgen, sich aber nicht selbst unter das Recht beugen müsse, was durch das höchst unpassende Beispiel von Karl I. bekräftigt werden soll, widerspricht geradezu allen uns aus dem Leben Friedrichs bekannten Thatsachen und allen seinen auf die Rechtspflege bezüglichen Erlassen und sonstigen Aeußerungen.

Bekanntlich erlaubte sich der König nur selten einen Eingriff in den Wirkungskreis der Gerichte und hatte selten mündliche Verhandlungen mit dem Justizministerium. Wie überhaupt alle Streitigkeiten über Besitz oder Rechte zwischen dem König und seinen Unterthanen lediglich den Gerichtsbehörden unterlagen, so durften insbesondere die Finanzbehörden, wenn die Ansprüche des königlichen Fiskus irgend

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zweifelhaft waren, dieselben gegen Unterthanen gar nicht geltend machen. Auch ist nicht minder bekannt, daß mehrmals Rechtshändel gegen den König entschieden wurden. Es heißt in dem Protokoll zu der bekannten Arnold'schen Sache, in welcher Friedrich aus dem edelsten Triebe einen so folgereichen Mißgriff beging: „die Justizkollegia in den Provinzen müssen wissen, daß der geringste Bauer, ja was noch mehr ist, der Bettler ebensowohl ein Mensch ist, als Seine Majestät sind. — Vor der Justiz sind alle Menschen gleich, es mag sein ein Prinz, der wider einen Bauer klagt, oder auch umgekehrt, so ist der Prinz dem Bauer gleich." In der geheimen Instruktion für das General-Direktorium von 1748 lautet Articulus 17: „Dafern je zwischen denen Kammern und denen Edelleuten unvermeidliche Disputen und Prozesse vorkommen sollten, so soll das Generaldirektorium denen letzteren nicht nur Gerechtigkeit widerfahren lassen, sondern sogar Seiner Majestät Selbst eher, als jenen zu nahe thun, indem dasjenige, was vor höchst dieselbe ein kleiner und nicht zu merkender Verlust ist, dem Edelmann ein sehr großer und ansehnlicher Vortheil sein kann!" Im zweiten Zusatzartikel heißt es: „Es wollen und befehlen demnach Seine königliche Majestät, daß von nun an weder das Generaldirektorium, noch die Kriegs- und Domainenkammern sich weiter in einigen Klage- und Prozeßsachen meliren, sondern solche insgesambt, sie mögen bei Immediat- oder Mediat-Unterthanen, unter einander selbst oder zwischen jenen und dieser gegeneinander oder auch mit dem Fisco selbst entstehen, bei denen dazu bestellten ordentlichen Gerichten und Justiz-Collegiis angebracht und decidirt werden sollen."

Im weitern Zusammenhang der Matinées wird behaupet, Friedrich habe sein neues Gesetzbuch eingeführt, um alle seiner Willkühr und Ehrsucht hinderlichen Schranken wegzuräumen. Wenn dieß nach dem eben Dargelegten sich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von selbst erledigt, so ist auch die Behauptung der englischen Zeitschrift, alte Gesetze und Gewohnheiten besitzen ein durch die Zeit geheiligtes Ansehen, welches dem König unbequem sein könne, während eine Gesetzesurkunde als sein eigenes Werk und durch seine eigene Genehmigung bestehend keine Schranke für ihn sein könne, und die weitere Behauptung, Friedrich habe durch seine bemerkenswerthe Einräumung gezeigt, daß Savigny und die historische Schule der Rechtswissenschaft mit ihrem Widerstande gegen die Kodifikation Recht haben, dadurch beseitigt, daß in einzelnen Landestheilen das gute Alte beibehalten, daß überhaupt nur allmählig ausgebessert wurde. Der weitere Grund zur Einführung des neuen Gesetzbuches soll nach den Matinées die Furcht vor der Unabhängigkeit der gerichtlichen Behörden gewesen sein, und nach der englischen Zeitschrift sind Friedrichs Betrachtungen über diesen Gegenstand tiefer als irgend etwas Anderes in dem übrigen Theil seines Werkes. Auch dieß erledigt sich nach dem schon Angeführten, dem zu Folge ja die Gerichte in Preußen durch Friedrich eine viel selbständigere Stellung erhielten, als sie jemals besessen hatten. Der dritte Beweggrund soll, wie es im Anfang heißt, nicht das Mitleid mit seinen durch die Rechtsverdreher mißhandelten Unterthanen, und dann doch wieder, wie etwas später gesagt wird, der Schrecken vor dem durch die Rechtshändel bevorstehenden Untergang des Volkswohlstandes gewesen sein. Legen wir diesem Irrsal von Widersprüchen gegenüber ganz in der Kürze die Geschichte der Friedrich'schen Gesetzgebung sammt ihren Beweggründen dar! Das erste Mal bemühte sich Friedrich um Verbesserung der Gesetze und Rechtspflege, als er nach dem zweiten schlesischen Krieg auf dauerhaften Frieden rechnen konnte. Ein Beweis seiner Bemühungen um gute Gesetze und der Einsicht von der Wichtigkeit derselben liegt unter Anderem vor in seiner Dissertation sur les raisons d'établir

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ou d'abroger les lois vom Jahr 1747 (1748?) Während Cocceji mit der Umgestaltung der Civiljustiz beauftragt war, wurden auch in die Kriminaljustiz menschlichere Bestimmungen aufgenommen, wie die Aufhebung der Folter, die bei allen Regierungen Europas Nachahmung fand. Seine Absicht ging vor Allem dahin, das Volk den Krallen der Rechtsanwälte zu entziehen, die von den Streitigkeiten lebten. Zu dem Zwecke wollte er, daß alle seither bestehenden offenkundigen Mängel abgethan, besonders alle Dunkelheiten im Ausdruck beseitigt würden. Namentlich gegen die unverständlichen Kunstausdrücke war er eingenommen, und er selbst hatte mehrmals den Verdacht, daß man auch ihm durch dieselben einen Schleier über die Augen werfen wolle. Vor Allem wollte er aber die Rechtshändel so rasch als möglich erledigt wissen. Er verlangt in dem Essai sur les formes de gouvernement et sur les devoirs des souverains vom Jahre 1777, daß die Gesetze gut und klar, der Rechtsgang kurz, Richter und Rechtsanwälte überwacht seien. Dasselbe erklärt er in dem Abschnitt „de la justice" des Exposé du gouvernement prussien, des principes, sur lesquels sil roule, avec quelques réflexions politiques. Während nun die meisten höheren Justizbeamten wegen der großen Schwierigkeiten nicht viel Lust zeigten, fand Friedrich am Justizminister Schlesiens, von Carmer, seinen Mann. Dieser umgab sich mit tüchtigen Gehilfen (darunter besonders der Geheimerath Suarez) und bestellte einen eigentlichen Gesetzesausschuß aus den erfahrensten Rechtsgelehrten, ließ sich fortwährend von den Landesgerichtshöfen und Landständen Gutachten zuschicken; und so wurde der feste Grund zu dem großen Werke gelegt, dessen Vollendung Friedrich nicht mehr erleben sollte. „Aber," sagte Dohm, „ihm gebührt der Ruhm, den Gedanken einer neuen, auf den Grundlagen ächter Philosophie und Menschlichkeit aufgeführten Gesetzgebung gehabt zu haben, und so gebührt ihm

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf immer der Name des edelsten Gesetzgebers, um so mehr da er nach diesem Ruhm in einem Alter rang, in dem ihm gewiß vergönnt gewesen wäre, auf den Lorbeeren des Feldherrn und Herrschers auszuruhen."

Daß, um noch Einzelnes nachzutragen, der Satz der Matinées „man widersetzte sich den durch meine Befehle gegebenen Urtheilen; ich ärgerte mich darüber nicht, denn es war so der Brauch" nach dem seither Angeführten ebenfalls in sein Nichts zusammensinkt, ist klar. Zum Ueberfluß bemerken wir, daß Friedrich in dem Avantpropos (1764) zur Histoire de la guerre de sept ans Cocceji sowie den neuen Beamten in den Gerichtshöfen großes Lob spendet.

An einer früheren Stelle dieser Morgenstunde heißt es: „Ich vermisse die kleinen Vortheile, die mir die Rechtsverdrehungen verschafften; meine Einkünfte sind um 500,000 livres vermindert worden. (Daß Friedrich nach livres rechnen soll, ist sehr auffallend, denn gewöhnlich rechnet er sogar Franzosen gegenüber nach Thalern und es ist mir nur eine Ausnahme von dieser Gewohnheit bekannt, nehmlich in einem Briefe an Mylord Marischal, wo er den Gehalt d'Alembert's nach livres berechnet; daß er einmal nach Gulden gerechnet hätte, wie in der Buffon'schen Ausgabe geschieht, ist höchst unwahrscheinlich.) Da noch an mehreren Stellen der Matinées Friedrich als geizig geschildert ist, so wollen wir darüber bei der vorliegenden Stelle sprechen. Vor Allem ist die scharfe Trennung hervorzuheben, welche Friedrich bis zu seinem Tode zwischen dem Staatsschatz und seinem eigenen aufrecht erhielt. Während er, wie wir aus einer Menge von Briefen sehen, seiner geliebten Schwester, der Markgräfin von Baireuth, unaufhörlich in der freigebigsten Weise Geschenke macht, schreibt er ihr am 23. Februar 1753, als sie durch den Brand ihres Schlosses in große Noth gekommen war: „Du hast allen Grund zu sagen, daß ich den Schatz

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht anrühren darf. Seit dem Tode meines Vaters habe ich nie einen Pfennig, der dem Staate gehörte, zu meinem Gebrauche verwendet." So konnte er auch in seinem Vermächtniß (siehe oben) sagen: Ich überlasse meinem Neffen den Schatz in dem Zustande, in welchem er sich an meinem Sterbetag befinden wird, als ein dem Staate zugehöriges Gut, das nur zur Vertheidigung oder zur Unterstützung des Volkes angewendet werden darf. „Ich habe die Einkünfte des Staates immer als die Bundeslade betrachtet. — Ich habe die öffentlichen Einkünfte nie zu meinem besondern Nutzen verwendet. — Auch läßt mir meine Staatsverwaltung ein ruhiges Gewissen und ich scheue mich nicht, öffentlich Rechenschaft davon abzulegen." Es dürfte schwer sein, ein Beispiel aufzufinden, daß Friedrich dem untreu geworden wäre, was er bei jener feierlichen Gelegenheit aussprach, am 2. Juni 1740, als er den Eid der Minister entgegennahm: „Seien Sie ein für allemal davon in Kenntniß gesetzt, daß ich glaube, nur das diene zu meinem Nutzen, was zur Erleichterung und zum Glück meiner Völker beitragen kann." In den Memoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg tadelt er Friedrichs I. Verschwendung mit scharfen Worten und fügt bei: „Ein Fürst ist der erste Diener und die erste Behörde des Staats. Wenn der Herrscher einen aufgeklärten Geist und ein gerades Herz hat, so wird er alle seine Ausgaben zum öffentlichen Nutzen verwenden und zum größten Vortheil seiner Völker. Ein geiziger Fürst ist für seine Völker wie ein Arzt, welcher einen Kranken in seinem Blut ersticken läßt; der verschwenderische ist wie derjenige, welcher ihn tödtet dadurch, daß er ihm zu viel Blut abzapft." Im Chapitre I. der Histoire de la guerre de sept ans sagt er: „Ein Fürst darf in einem armen Lande die Unterthanen nicht zu sehr drücken; er muß durch gute Sparsamkeit nothwendige außerordentliche Ausgaben ermöglichen." Im Exposé du

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gouvernement prussien . . ., in der Combinaison du total du gouvernement heißt es: „Der Herrscher muß sparsam sein und arme Landstriche unterstützen;" im Essai sur les formes de gouvernement et sur les devoirs des souverains: „Der Fürst muß als letzte Zuflucht für die Unglücklichen dienen, Vaterstelle bei den Waisen vertreten, den Wittwen helfen, Gefühl haben für den letzten Elenden, wie für den ersten Hofmann, und Gaben ausschütten über diejenigen, welche aller Hilfe beraubt nur Unterstützung finden können durch seine Wohlthaten." Friedrich hat Solches aber nicht bloß grundsätzlich ausgesprochen, sondern auch wirklich befolgt. Zwar erregte die Einrichtung der General-Zoll- und Accise-Administration den allgemeinen Unwillen des Landes und man seufzte über die neuen harten Abgaben, die er in der wohlmeinendsten Absicht eingeführt hatte. Dagegen haben wir in der geheimen Instruktion für das Generaldirektorium die besten Belege dafür, wie wenig er darauf ausging, sein Einkommen durch zu drückende Maßregeln zu steigern. Er eifert dort gegen die „abominable Plusmacherei" der Beamten, „durch welche denen Bürgern ihre Nahrung entzogen und der Hals abgeschnitten wird," und er führt jenes merkwürdige Verfahren ein vor der Verpachtung der Aemter, wonach eine Untersuchung angestellt wurde, ob der Beamte in den vorangegangenen Pachtjahren mit den Amtsunterthanen christlich umgegangen sei, und wonach Beamte abgesetzt wurden, „wenn bei dieser Untersuchung sich finden sollte, daß der Beamte ein eigennütziger Bauernplacker ist, ob er sonst gleich gut gewirthschaftet und richtig bezahlt hat." Es heißt im 26. Artikel: „Es sollen keine Eckardt'schen" — Eckardt war der vom Volkshaß mit dem Titel „Kaminrath" oder „Plusmacher" belegte Günstling Friedrich Wilhelms I. — „Principien mehr practicirt werden, inmaaßen Seine königliche Majestät auch hierbei nichts mehr verlangen, als was recht und billig ist." Im

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

27. Artikel äußert er sich über die Domänen-Commissionen: „die Aemteranschläge sollen bei der Revision gründlich examinirt und dabei das Plus, so durch neue Auflagen der Unterthanen in die Anschläge gebracht ist, durchaus nicht statuirt, noch weniger aber darauf studiert werden, bei diesem oder jenem Pertinenzstücke, um ein größeres Plus herauszuziehen, die Sätze ohne genügsames Fundament nach Willkühr zu erhöhen." Es war sein Grundsatz, im Staatsschatze immer den Aufwand für zwei Feldzüge bereit zu haben. Wir dürfen auf dieses Verfahren, baare Gelder niederzulegen, nicht den Maßstab unserer heutigen Finanzgrundsätze anwenden. Friedrich hatte die Früchte seiner Handlungsweise zu genießen, z. B. als Oesterreich einen Theil Bayerns an sich reißen wollte, und später als vom Tausche Bayerns die Rede war. So konnte er im Testament politique vom 7. Nov. 1768 von sich das Zeugniß ablegen: „Die Regierung vermehrte ihre Einkünfte, um sie für die nothwendigen Ausgaben zum Wohle des Staates zu verwenden." „Die Krone besaß zu viel Meiereien; mehr als 50 wurden in Dörfer verwandelt, und was sie dabei an Einkünften verlor, wurde ihr reichlich ersetzt durch die Vermehrung der Bevölkerung. Der König unterstützte den Adel durch beträchtliche Summen, um seinen ganz gesunkenen Kredit wieder herzustellen. — Der König, welcher sich ein Vergnügen und eine Pflicht daraus machte, dem ersten und glänzendsten Stande des Staates beizustehen-zahlte dem Adel 300,000 Thaler Schulden." Ein nicht minder kostbares Zeugniß haben wir in dem „General-Donations- und Bestätigungs-Patent über alle während Seiner königlichen Majestät Regierung an dero Vasallen und Unterthanen in Schlesien geschenkte Geldsummen", vom 18. Februar 1778: „Es muß noch in frischem Andenken sein, daß Wir bald nach dem in Anno 1763 glücklich hergestellten Frieden theils der ganzen Provinz einen sechsmonatlichen Steuer-Enthang an-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gedeihen lassen, theils nachher einzelnen Vasallen und Unterthanen zu ihrer Aufhelfung aus erlittenen Unglücksfällen und zu Verbesserung ihrer Güter ansehnliche Geldsummen geschenkt haben, daß Wir sowohl ganze durch Brand verunglückte Städte, als einzelner Eigenthümer Häuser auf Unsere Kosten wieder aufbauen lassen, oder an andern Orten ansehnliche Beihülfen accordiret, und darauf von Jahr zu Jahr große Geldsummen verwendet haben; daß Wir bei dem in Anno 1771 durch verschiedene Mißwachsjahre entstandenen Mangel an Brod- und Saamen-Getraide hinreichende Mehl- und Geldvorschüsse unter die nothdürftigsten Unterthanen vertheilen lassen, hiernächst aber, von der Noth des Landmannes durchdrungen, diese Vorschüsse völlig und auf immer erlassen haben; daß Wir ferner noch neuerlich der ganzen Provinz einen abermaligen dreimonatlichen Steuererlaß accordiret, und denen Contribuenten aus Unsern Kassen baar auszahlen lassen, und daß Wir endlich denjenigen Unserer getreuen Vasallen, welche bei ihren Gütern neue Etablissements von ganzen Dörfern oder einzelnen Colonie-Stellen, gegen die in Unserer diesfälligen Declaration vom 28. Aug. 1773 vorgeschriebenen Bedingungen anzulegen sich erboten, sehr reichliche Geld-Bonificationes dafür accordirt haben, und allein zu diesem Behuf in den letztverflossenen vier Jahren 450,000 Reichsthaler unter diese Güterbesitzer als ein Geschenk vertheilen lassen." Im Weiteren wird noch verheißen, daß diese Schenkungen weder von Friedrich, noch von seinen Nachkommen zurückgenommen werden sollen.

Schon in seiner Histoire de la guerre de sept ans (Chapitre I.) konnte Friedrich als Erfolg seiner haushälterischen Regierung angeben, daß durch Austrocknung von Sümpfen zwischen Swinemünde und Küstrin eine neue Provinz geschaffen, Fabriken, 280 Dörfer, Manufakturen, Maulbeerpflanzungen, Salzbergwerke angelegt und schon 1756 die Einnahmen der Krone um 1,200,000 Thaler vermehrt,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Volkszahl bis auf 5,300,000 Seelen gestiegen sei. Er selber nahm sich für seinen eigenen Haushalt aus dem Schatze niemals mehr, als jährlich 120,000 Thaler. Er konnte im Testament politique rühmen: „Der König machte nicht jene an den großen Höfen so gewöhnlichen Ausgaben für den Prunk; er lebte wie ein Privatmann, um nicht den ersten Pflichten seines Berufes sich entziehen zu müssen.“ Den Prunk, wie auch das Spiel haßte er übrigens mehr wegen der innern Hohlheit, als wegen des Geldes, denn trotzdem daß er so gut wirthschaftete, war ihm doch Geiz und Habsucht fern. Es darf hier schließlich nur an die vielen und reichen Geschenke erinnert werden, mit welchen er seine Freunde und Verwandte überschüttete.

Der Schluß unserer Morgenstunde bringt in der Rotter'schen und Méneval'schen Handschrift noch — in eigenthümlicher Weise „Rechtspflege“ und Politik vermischend oder verwechselnd — eine Vergleichung der Stellung eines unbeschränkten und eines konstitutionellen Fürsten und läßt Friedrich sich, obwohl dieß für das Volk ein Unglück sei, aus Ehrgeiz und deßwegen für den Despotismus erklären, weil sich hier die Höflinge nicht Täuschungen erlauben dürfen, während ein beschränkter Herrscher durch Schmeichelei mißleitet werde. Herr Acton meint, dieß sei die einzige Stelle, wo Friedrich einen wohlthuenden Gegensatz zu Ludwig XIV. bilde; er sei nicht geblendet durch Hochmuth oder engherzige Heuchelei; er habe weniger von der Ehrfurcht und dem Aberglauben, von welchem der Letztere bei Betrachtung seiner eigenen Größe erfüllt sei. Wir sind bei Beurtheilung dieser Frage allerdings lediglich auf die Ansichten, die Friedrich bei verschiedenen Gelegenheiten ausgesprochen hat, angewiesen, denn seine Regierung war gewiß, wie es eben in der Zeit lag, nichts Anderes, als ein aufgeklärter Despotismus. Zum Beweis aber für die Freiheit der Anschauungen und Gedanken des Königs, der auch hier über

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seine Zeit und Verhältnisse hinaus den Blick richtete, wollen wir einige seiner bemerkenswerthern Ansprüche hierüber anführen. Schon im Jahre 1739 preist er im Épitre an Lord Baltimore: „Sur la liberté den Geist der Freiheit in England. In dem Aufsatz Des Moeurs, des Contumes, de l'Industrie, des Progrès de l'Esprit Humain stellt er in der Époque Troisième einen Vergleich an zwischen der Monarchie und der Republik und ist unbefangen genug, der letzteren den Vorzug zu geben, und zwar, weil „gute Könige sterben, weise Gesetze aber unsterblich sind". In dem Épitre an Mitchell: „sur l'origine du mal" ruft er aus: „Eure Fürsten, die ein wahrhaft königliches Recht genießen, sind frei, wenn sie gut, gebunden, wenn sie schlecht handeln. Wie ist ihr Loos glücklich! Wie sind sie beneidenswerth!" Im Uebrigen sprach er in den Lettres sur l'amour de la patrie vom Jahr 1779 die für seine Zeit merkwürdige Beobachtung aus: „Die guten Monarchen bilden in unsern Tagen eine Regierung, welche mehr der Oligarchie, als dem Despotismus sich nähert; es sind die Gesetze allein, welche regieren." In der Apologie de ma conduite politique vom Jahr 1757 heißt es: „Ich für meinen Theil, der ich gottlob weder den Stolz habe, welchen das Befehlen einflößt, noch den unerträglichen Hochmuth des Königsthums, ich mache mir kein Bedenken daraus, von meinem Wirken dem Volke Rechnung abzulegen, zu dessen Herrscher mich der Zufall der Geburt gemacht hat."

Die vierte Morgenstunde handelt, wie wir wissen, von der Politik. Diese besteht nach den Matinées lediglich darin, daß man Andere täuscht, um sich einen Vortheil zu verschaffen, daß man namentlich, wenn man irgend kann, seinen Nachbar beraubt. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß Friedrich im Scherze wohl manchmal den Begriff der Politik als bloße Schurkerei bestimmte, oder daß er

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einmal von einer besonders günstigen Gelegenheit verlockt, oder durch den Drang der Umstände gezwungen, eine solchen Grundsätzen entsprechende Handlungsweise einschlug. Er schreibt z. B. im April 1747 an Voltaire: „Vielleicht könnte ich über Politik schwatzen, was in den meisten Fällen nichts Anderes heißt, als die Schurkerei der Menschen in Heldenhaftigkeit verkleiden.“ In einer eigenhändigen Nachschrift zu einem Kabinetsschreiben vom 1. Novbr. 1740 an Podewils heißt es: „Ich gebe euch ein Problem zu lösen: Wenn man einen Vortheil besitzt, soll man sich dessen offen bedienen oder nicht? Ich habe meine Truppen und alles Nöthige in Bereitschaft; wenn ich versäume, sie anzuwenden, so habe ich ein Gut in meiner Hand, das ich nicht zu gebrauchen weiß. Wenn ich mich dagegen meines Vortheils bediene, so wird man sagen müssen, daß ich die Ueberlegenheit über meine Nachbarn, die ich habe, auch zu benützen verstehe.“ Und in einem von Arneth mitgetheilten Schreiben vom Oktober 1741 erklärte er demselben: „Wenn wir als anständige Menschen gewinnen können, werden wir anständig sein, und wenn wir betrügen müssen, so seien wir denn Schufte!“ Wenn aber sicherlich Friedrich so gut, wie jeder andere Staatsmann und Herrscher, manchmal nicht vermeiden konnte, zu Mitteln zu greifen, welche vor dem Richterstuhl der bürgerlichen Moral nicht Stich halten, so werden wir ihm gewiß andrerseits nicht die Abgeschmacktheit zutrauen, in einer Staatsschrift an die Spitze einer Abhandlung über Politik den Satz zu stellen, Politik sei Nichts, als Schurkerei. Es ist schon dieß Eine undenkbar, daß er, der von Jugend auf, wie sein Antimachiavel zeigt, sich mit großem Ernste und tiefer Gründlichkeit auf seinen politischen Beruf vorbereitete, der so viel dachte und schrieb über alle Fragen der äußern und innern Politik, über das Verhältniß der europäischen Staaten zu einander, über die Stellung und Aufgabe Preußens, über Staatszwecke

überhaupt und Staatsformen, über die Mittel zur Hebung der Staatsmacht, über die Fragen des Kriegs, des Friedens und der Bündnisse, daß er mit keinem andern Ergebniß seiner Forschungen und Erfahrungen hätte auftreten können, als mit einem so armseligen Satz. Eben diesen Satz legt er übrigens seinem erbittertsten Feind, über dessen Leichtfertigkeit in Behandlung politischer Dinge er sich oft mit herbem Tadel aussprach, dem Herzog von Choiseul in den Mund, im dialogue des Morts, wo dieser zu Sokrates sagt: „Dein Kahlkopf soll begreifen, daß Staatsstreiche keine Verbrechen sind, und daß Alles, was Ruhm verleiht, groß ist. Herr Philosoph, wissen Sie, daß man kein ehrliches Gewissen zu haben braucht, wenn man die Welt regiert."

Ganz anders, als in den Matinées, ist im Exposé du gouvernement prussien die Aufgabe der preußischen Staatslenker bestimmt: „Dieses Land muß von Fürsten regiert werden, die immer auf der Wache stehen, die Ohren gespitzt, um über ihre Nachbarn zu wachen, und bereit, sich zu vertheidigen von einem Tag zum andern gegen die verderblichen Pläne ihrer Feinde." Jedenfalls faßt Friedrich die Politik durchaus als eine ernste Sache auf, denn, wie er im Exposé de l'Essai sur les préjugés sagt, „die Wissenschaft des Regierens ist eine Wissenschaft für sich; um darüber sachgemäß zu sprechen, muß man lange Studien gemacht haben," und, wie es im Épitre à d'Alembert heißt: „Die Regierungskunst ist mein hauptsächlichstes Studium." Er schreibt an d'Argens im Mai 1759: „Was mich betrifft, der ich gezwungen bin, ein Handwerk zu verrichten, zu welchem mich der blinde Zufall einer Geburt verdammt, so strenge ich mich an, die Fähigkeiten zu bekommen, welche dazu nöthig sind, und durch Kunst und Fleiß das zu ergänzen, was die Natur mir versagt hat." Des Nähern darüber spricht er sich namentlich aus in einer Reihe von Briefen an Prinz Wilhelm

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vom Jahr 1744 bis zum Jahr 1753. Die hierher gehörige Stellen lauten: „Unser Staat muß einen Fürsten haben, der mit seinen Augen sieht, und der selber regiert. Wenn das Unglück wollte, daß es anders wäre, so würde Alles zu Grunde gehen; es ist nur eine sehr angestrengte Arbeit, eine unaufhörliche Aufmerksamkeit und viele kleine Einzelheiten, was bei uns die großen Geschäfte ausmacht." — „Der Staat, zu welchem Ihr Loos Sie beruft, verlangt nicht nur gute Absichten, sondern auch eine große Befähigung; ich bedaure jeden Tag meines Lebens, welchen ich nicht dem Fleiß und dem Studium gewidmet habe." — „Gemäß der Form unserer Regierung thut hier der König Alles und die andern Stände führen jeder die Geschäfte in ihren Einzelheiten aus, welche in ihren Bereich gehören. Wenn also der Fürst nicht gründlich unterrichtet ist von dem Zusammenhang aller Dinge, so ist es unmöglich, daß der Staat nicht sehr darunter leide." „Es ist sehr nothwendig, daß Sie ein Land kennen lernen und sehen, welches Sie einst regieren sollen."

Schließlich ist es jedenfalls undenkbar, daß Friedrich seinem Thronfolger gegenüber in so wichtigen Dingen einen so leichtfertigen Ton angeschlagen hätte. Es ist ja bekannt, daß dieser in seinen frühern Jahren die Liebe seines Oheims dadurch verlor, daß er sich nicht mit gehörigem Ernst auf seinen großen Beruf vorbereitete. Friedrich ließ denselben sehr empfindlich seinen Unwillen fühlen, als er einmal fand, daß der Prinz wenig von dem, was in den Versammlungen des höchsten Departements verhandelt worden war, sich gemerkt hatte.

Nach der Ermahnung, überhaupt die Politik nur als Schurkerei zu behandeln, wird in Beziehung auf Bündnisse ausgesprochen, daß hier die persönliche Ehrenhaftigkeit des Fürsten gar nicht in's Spiel kommen dürfe, ähnlich etwa wie in Beziehung auf denselben Gegenstand nach der Weisung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der zweiten Morgenstunde alle Rücksicht auf Religion wegfallen sollte. Das Verhalten in Betreff der Bündnisse hat den Verfasser der Matinées sehr viel beschäftigt, und dieser Gegenstand erscheint ihm so wichtig, daß er demselben sogar einen eigenen Abschnitt in der fünften Morgenstunde widmet. Dort sagt der Verfasser, er sei dahin gekommen, sich dem zu nähern, der ihm am meisten biete. Thatsache ist allerdings, daß Friedrich auf die Treue eines Bundesgenossen nur dann rechnete, wenn dessen Ziele ganz dieselben waren, wie seine eigenen. Für Frankreich — denn die Bündnisse mit diesem hat der Verfasser beständig im Auge — brauchte sich Friedrich um so weniger aufzuopfern, da er stets von dieser Macht äußerst wenig Beistand erhalten und selbst in seinen bedrängtesten Lagen stets von dem bei seinen veränderlichen Launen und kleinlichen Leidenschaften unberechenbaren Pariser Hof sich verlassen gesehen hatte. Gerade aber die Art von Friedrichs Verhältniß zu den mit ihm verbündeten Franzosen wird von dem Verfasser der Matinées mit offenbarer Vorliebe, freilich aber auch in einem Sinne behandelt, der ganz verschieden ist von den hierauf bezüglichen Aeußerungen Friedrichs. Derselbe sagt in einem Brief an Voltaire vom Juli 1742: „Wir hatten ein Bündniß geschlossen, wie man einen Ehevertrag schließt; ich hatte versprochen, Krieg zu führen, wie der Ehemann sich verpflichtet, die Begierde seiner jungen Gemahlin zu befriedigen; aber wie in der Ehe die Wünsche der Frau oft die Kräfte des Gatten aufzehren, ebenso erschwert im Krieg die Schwäche des Verbündeten das auf einem Einzigen liegende Gewicht zu sehr und macht es ihm unerträglich.“ Im Avantpropos zur Histoire de mon temps stellt er lange Betrachtungen über den vorliegenden Gegenstand an und kommt, indem er sich auf das Beispiel Franz I., der Engländer unter Karl II., der Protestanten nach der Schlacht bei Mühlberg beruft, zu dem Ergebniß, man dürfe einen

Vertrag brechen, 1) wenn der Verbündete seine Pflichten nicht erfülle, 2) wenn er auf Täuschung sinne, 3) wenn die Uebermacht allzu drückend werde, 4) wenn die Mittel nicht ausreichen zur Fortsetzung des Krieges. Im Gegensatz zu der Behauptung der Matinées, daß man über seine Nachbarn herfallen müsse, um sie der Angriffsmittel für immer zu berauben, stellt er im Abschnitt de la politique des Exposé du gouvernement prussien den Satz auf: „Einer der ersten Grundsätze der Politik ist, zu versuchen, sich mit demjenigen seiner Nachbarn zu verbinden, welcher dem Staat die gefährlichsten Schläge versetzen kann." Was noch im Einzelnen Friedrichs Verhältnisse zu den Franzosen betrifft, so verräth der hierher gehörige Abschnitt in der fünften Morgenstunde eine vollständige Unkenntniß der Sachlage, oder, wie wir vielleicht besser sagen, der Verfasser der Matinées steht hier auf dem ganz einseitigen französischen Parteistandpunkt. Friedrich war schon in Schlesien eingerückt, ehe die Franzosen den „edlen Plan" offenbaren konnten, sich Wiens zu bemächtigen; und er selbst war es, der, um die Sache zum raschen Austrag zu bringen, einen unverzüglichen Angriff auf Wien gewünscht hätte. Friedrich wußte damals so gut, als später auch Karl Albert, warum die Franzosen nicht darauf eingingen. Sie wollten den Kurfürsten zu einem von ihnen abhängigen Kaiser machen, nicht ihn an die Stelle Habsburgs treten lassen. Der französische Bevollmächtigte, Marquis von Beauveau, verrieth dieß nach der Depesche Valori's vom 8. Januar 1745 in der Unterredung mit General Schmettau durch die bezeichnenden Worte: „Aber wenn wir Wien genommen haben werden, so wird dieser Meksch (der Kurfürst) unser nicht mehr bedürfen, und das ist nicht unsere Rechnung." Und Karl Albert sagte später: „Die Franzosen wollten es mit keiner Partei verderben; indem sie nicht wollten, daß ich mich Wiens bemächtige, haben sie ihre Gründe gehabt, um

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Einen durch den Andern zu Grunde zu richten und den Löwenantheil davon zu tragen." Friedrich selbst äußert sich klar genug (Apologie de ma conduite po'itique): „Die Franzosen waren außerordentlich verletzt durch diesen Vertrag, obgleich sie keinen Grund dazu hatten; sie hatten sich in den Kopf gesetzt, ich werde der Don Quichotte aller ihrer Händel sein, und sie könnten mich Krieg und Frieden machen lassen, wie sie es für passend hielten. Ich meinestheils habe geglaubt und glaube es noch, daß ein selbständiger Fürst das Recht hat, Verträge zu schließen, mit wem es ihm gefällt, und daß es nur den zinspflichtigen oder in Sold stehenden Mächten zukommt, die Befehle ihrer Herrn, oder derer, die sie bezahlen, zu befolgen."

Der ganze, so lange Abschnitt über „die besondere Politik", welcher nunmehr folgt, gründet sich auf den gegen den Schluß ausgesprochenen Satz, daß der Mensch immer seinen Leidenschaften sich hingebe, daß die Selbstliebe seinen ganzen Ruhm ausmache, und daß alle Tugend nur auf den Vortheil und Ehrgeiz sich stütze. Nachdem dieß Friedrich in den Mund gelegt ist, ihm, der alle, auch die edelsten Neigungen stets der Sorge für das Allgemeine unterordnete, der seine erhabene Stellung wesentlich als einen Dienst auffaßte, in diesem Dienste eine beispiellose Thätigkeit zeigte, der wie kein anderer Fürst mit allem Denken und Handeln, ja mit seinem ganzen Leben in dem aufging, was er als seine Sendung betrachtete, folgt die Ermahnung an den jungen Thronfolger, Verbrechen zu begehen, um für einen Helden gehalten zu werden, sich mit Kunst zu verstellen, um für weise zu gelten. Allein Friedrich hatte schon früh, wie sein Antimachiavel beweist, die einzig richtige Ansicht, „es sei unmöglich für einen Herrscher, sich auf die Dauer zu verstellen; man beurtheile die Menschen nicht nach ihren Worten, sondern man vergleiche ihre Handlungen mit ein-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ander, und dann ihre Handlungen mit ihren Reden." In dem Dialogue de moral à l'usage de la jeune Noblesse sagt er: „Ich will verdienen, daß man mich kenne; ich will tugendhaft sein; ich will meinem Vaterland dienen und ich will meinen kleinen Winkel in dem Tempel des Ruhms einnehmen." In derselben Schrift führt er aus, daß man am besten durch stete Ausübung der Tugend zur Zufriedenheit und zu einer angenehmen äußern Lage komme. Aehnlich ist sein Gedankengang in dem Essai sur l'amour propre envisagé comme principe de moral: „Die Selbstliebe, welche bei Allen die Haupttriebfeder ist, kann nicht besser, als durch Beobachtung der Tugend unter allen Umständen befriedigt werden; rechtschaffen, gerecht, fleißig, uneigennützig, theilnehmend und wohlwollend handeln, führt auch am sichersten zu allgemeiner Achtung, zum Wohlwollen aller andern Menschen gegen uns, zur Erwartung jedes Beistandes von ihnen, zu Reichthum und Vergnügen, besonders aber zu der Gemüthsheiterkeit und innern Selbstzufriedenheit, in welchen das Wesen der von allen gewünschten Glückseligkeit besteht." Aehnliche Anschauungen und Ueberzeugungen sind ausgesprochen in dem Briefwechsel Friedrichs und d'Alemberts, dem schönsten Denkmale, das diese zwei edlen Geister sich selbst gesetzt haben. Beide stimmen darin überein, daß das menschliche Denken nach allen Seiten unübersteigliche Schranken finde, daß man das Unvermeidliche Böse ertragen, des mit dem Bösen spärlich gemischten Guten sich wahrhaft erfreuen, die Leidenschaften unterdrücken und namentlich durch gemeinnützige Thätigkeit dem kurzen Dasein Werth verleihen müsse. Während wir aber d'Alembert mit der Zeit mehr und mehr in Schwermuth versinken sehen, erhält sich Friedrich die Gemüthsheiterkeit durch rastlose Thätigkeit und durch den Anblick seiner Erfolge.

Allein nicht bloß dem großen Ganzen gegenüber, auch in den kleinern Verhältnissen der persönlichen Freundschaft

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Liebe zeigt uns Friedrich die schönsten und ächtesten menschlichen Tugenden. Rührend ist seine Anhänglichkeit und seine durch viele Wohlthaten bewährte Dankbarkeit gegen seine frühern Erzieher und Erzieherinnen und sein Wohlwollen sogar gegen deren Freunde und Verwandte. Wohl selten hat ein Herrscher so innige Freundschaft gehalten, wie Friedrich mit seinen vertrauteren Freunden, gewiß hat ihn Niemand an Zartgefühl, Dienstfertigkeit und einer ebenso die größten Opfer wie die unbedeutendsten Bedürfnisse des Lebens umfassenden Fürsorge im Verkehr mit den Freunden übertroffen. (Im Briefwechsel mit De la Motte Fouqué, den er selbst mit seinem medizinischen Rath und mit Geschenken aller Art reichlich bedenkt, mit Geld, Gemüsen, Porzellan, Gläsern, türkischem Caffee, Balsam, den er aus Konstantinopel kommen läßt, mit der letzten Flasche Ungarwein, die sein Großvater hinterlassen hatte, erfreut, schreibt er einmal im Jahre 1759: „Ich habe mit Ihnen und einer Zahl von Freunden Alles getheilt, was zu meiner Verfügung stand; so kann ich mich mehr mit dem armen Irus, als dem reichen Krösus vergleichen.") Mit edlen und aufgeklärten Frauen seiner Zeit stand er in innigem Geistesverkehr, wie nur wenige der reinsten und erhabensten Geister unseres Volkes einen solchen mit Frauen unterhalten haben. Sein zunächst nur zu literarischen Zwecken begonnener Briefwechsel mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit gestaltete sich mehr und mehr zu einem Freundschaftsverhältniß, welches ihn ebenso beglückte, als es jene ehrte. Gibt es ferner ein schöneres geschwisterliches Verhältniß, als zwischen Friedrich und seiner Schwester von Baireuth und Prinz Heinrich bestand, das erstere gegründet auf die tiefste Seelenverwandtschaft, und mit einer Art von Leidenschaft vermischt und unterhalten bis zum Tod der Markgräfin, das zweite beruhend auf der Gemeinsamkeit der höchsten Ziele und gehoben durch eine stets

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wachsende, wechselseitige, gerechte Anerkennung und Bewunderung." Als freilich die Zahl seiner Lieben vor der Zeit zusammenschmolz und seine Wege immer einsamer wurden, da wandte er die ganze Kraft seines Gemüthes und Geistes immer ausschließlicher den allgemeinen und großen Staatszwecken zu. Allein er hat uns mehr als ein Denkmal hinterlassen, welches davon zeugt, wie die Liebe zu seinen Freunden auch noch weit über das Grab derselben hinaus währte.

Wenn ihm schon früh, in seinem Antimachiavel, das Ideal eines für sein Volk unablässig thätigen Herrschers vorschwebt, wenn er demselben bis in sein Greisenalter treu geblieben ist, wie wir aus dem 40 Jahre später verfaßten Essai sur les formes de gouvernement et sur les devoirs des souverains sehen, so hat er auch — darüber hat die Geschichte ihr Urtheil festgestellt — dieses Ideal in der Wirklichkeit erreicht, so weit es für einen Menschen nach Maßgabe menschlicher Kräfte und Verhältnisse erreichbar ist. Wer wollte ihn tadeln, wenn ihn dabei außer dem edelsten Triebe der Menschenliebe auch das Streben nach Ruhm geleitet hat? Er schreibt allerdings einmal, 1744, an Jordan: „Der Ruhm ist eine so tolle Leidenschaft, daß ich nicht begreife, wie er nicht aller Welt den Kopf verdreht," aber in der Éloge auf den Baron Jean George Wenceslas de Knobelsdorff sagt er: „Der Charakter des Genie ist, daß es diejenigen, welche damit begabt sind, mit Macht dazu treibt, sich der unwiderstehlichen Neigung ihrer Natur hinzugeben, welche sie darüber belehrt, wozu sie tüchtig sind," und in einem Brief an seine Schwester von Baireuth vom Juli 1757: „Ich habe geglaubt, daß, da ich einmal König bin, es mir zukäme, als Herrscher zu denken, und ich habe mir zum Grundsatze gemacht, daß der Ruf eines Fürsten ihm theurer sein müsse, als das Leben." Wir haben oben schon bei Besprechung des Anfangs der zweiten Morgenstunde gesehen, daß er weit davon

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

entfernt war, dem Ruhm als einzigem Ziel, ohne Rücksicht auf das Wohl seiner Unterthanen, um jeden Preis und ohne Ansehen der Mittel nachzustreben, daß er denselben vielmehr vor Allem in der Erhöhung der Macht und Ehre und in der Förderung des Gedeihens seiner Länder suchte. In seinen Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg hat Gustav Adolf in seinen Augen nur einen Fehler, den des Ehrgeizes, „den freilich die meisten großen Männer haben," und indem er dort neben den Feldherrngaben des großen Kurfürsten dessen Friedenstugenden preist, schließt er mit dem Satze: „Tapferkeit macht die großen Helden, Menschlichkeit die guten Fürsten." Seine von Selbstsucht und Eigennützigkeit freie Gesinnung spricht er in den schönen Worten aus (Brief an d'Argens vom 20. Aug. 1759): „Das Schlimme soll nur für mich da sein, das Gute für das Allgemeine." Diesem ordnet er durchaus sein persönliches Wohl unter, wie er an d'Argens im April 1759 schrieb: „Ich befehle viel herrischer meinem Körper, als Sie dem Ihrigen; er muß gehen, so lange die Nothwendigkeit da ist, vorwärts zu kommen." An Voltaire schreibt er im September 1776: „Was meine Art, mich nicht zu schonen, betrifft, so ist sie stets dieselbe. Je mehr man sich pflegt, desto mehr wird der Körper zart und schwach. Mein Handwerk will Arbeit und Thätigkeit; mein Körper und mein Geist müssen sich ihrer Pflicht fügen. Es ist nicht nothwendig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich handle. Ich habe mich dabei immer wohl befunden." Am 16. August 1759 nach der Schlacht bei Kunnersdorf schreibt er an d'Argens: „Wenn ich mehr als ein Leben hätte, so würde ich es für das Vaterland opfern." In seinem hohen Alter drückt er sich in einem Brief an Prinz Heinrich vom Oktober 1782 darüber so aus: „Das Sprichwort sagt: Nach mir die Sündfluth. Das ist wahr. Wenn es sich nur um mein Ich handelte, würde ich ebenso denken;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aber es handelt sich um den Staat, dessen Steuermann ich bin und den ich in der Weise leiten muß, daß ich ihn die Klippen vermeiden lasse, so lange ich die Regierung in der Hand habe." Wer wollte zweifeln, daß er die Wahrheit sprach, wenn er in seinem Vermächtniß sagte: „Meine letzten Wünsche in dem Augenblick, wo ich den letzten Hauch von mir geben werde, werden für die Glückseligkeit meines Reiches sein," und hat er nicht durch sein ganzes Leben sich ein Anrecht darauf erworben, ebendaselbst die feierliche Mahnung niederzulegen: „Ich empfehle allen meinen Verwandten, in gutem Einverständniß zu leben, und nicht zu vergessen, im Nothfall ihr persönliches Interesse dem Wohle des Vaterlandes und dem Vortheile des Staates aufzuopfern."

Auf dem Grunde der Voraussetzung, daß Selbstsucht, Ehrsucht und überhaupt niedrige Leidenschaften wie alle Menschen, so auch ihn durchaus bestimmen, wird nun in unserer Morgenstunde ein ganzes System von Verstellungskünsten aufgebaut, welche sich bis auf die geringsten Einzelheiten des Lebens beziehen und von dem Verfasser der Matinées mit ebenso großer Behaglichkeit, als Ausführlichkeit dargelegt werden. Wohl könnte es fraglich erscheinen, ob es sich der Mühe verlohne, auch hier auf alles Einzelne einzugehen und dem Zerrbild das wirkliche Bild der Geschichte gegenüber zu stellen. Verschiedene Gründe sprechen aber entschieden dafür, vor Allem der Umstand, daß die Gegner unserer Auffassung zum Theil eben aus diesen kleinen Zügen den Beweis herleiten, nur Friedrich selbst könne dieses Bild von sich entworfen haben, — Herr Acton sagt ja, „der Verfasser müsse vor seinem eigenen Bilde gesessen sein, der staunenswerthen Verstand und Charakter besessen haben, den er beschreibe" —; dann wird sich herausstellen, daß auch im scheinbar Unbedeutendsten die Größe Friedrichs sich nicht verbirgt; und schließlich ist es doch immerhin lohnend, der Bosheit des Verfassers auf allen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihren Spuren und Winkelzügen nachzugehen und zu zeigen, daß dieselbe, so schlau sie sich verstellt, am Ende doch immer wieder durch lächerliche Uebertreibung sich selbst die Spitze abbricht.

In erster Reihe wird hervorgehoben und dem künftigen Beherrscher Preußens erzählt, daß Friedrich ein heimlicher Fresser und Säufer sei, nur vor seinen Soldaten Kommißbrod esse, selbst seine Mahlzeiten anordne, geringe Schüsseln auf seinem Tisch habe, ferner (der Verfasser kommt immer wieder auf das Essen und Trinken zurück) gerne Wein (nach der Reutlinger Ausgabe besonders Malaga und Champagner), Caffee, Liqueur und Bier trinke, öffentlich von seinem deutschen, heimlich von seinem französischen Koch sich bedienen lasse, der bei seiner Feinschmeckerei einen schweren Stand bei ihm habe, und daß er schließlich, wenn er betrunken sei, im Bette seine Zuflucht finde.

Die Wahrheit diesem Unsinn gegenüber ist, daß Friedrich, wenn er Zeit hatte und sein Befinden es erlaubte — er litt schon früh an Magenbeschwerden — gern an einem Glas ungarischen oder französischen Weins, obwohl er niemals ein Trinker war, und an einem gut bereiteten Essen, das übrigens nicht zu viel kosten durfte, sich erfreute, daß er mit natürlicher Unbefangenheit seine Vorliebe für gewisse Speisen bekannte, daß er aber ebenso, wenn die Umstände es mit sich brachten, sich an sehr wenig genügen ließ. Im Oktober 1732, wo er wohl noch sagen mochte, „man hat Fleisch und ich leugne nicht, daß es manchmal schwach sei," oder „ich glaube, daß man wohl daran thut, sich das Leben süß zu machen, so lange man es kann," schließt er einmal einen Brief an Grumbkow mit den Worten: „200 Austern aus England und eine Flasche Champagner warten auf mich." Im Juli 1754 schreibt er dem Geheimen Kämmerer Fredersdorf: „Ich kann recht gut essen und die Köche können die-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

selbigen Essen machen; nur müssen sie nicht die Hälfte von denen Ingredienzien stehlen, sonsten gehen alle Tage eilf Thaler mehr drauf. Ich versichere dir, daß unser Fraß nicht kostbar, aber nur delikat ist." Im Juni 1764 verspricht er de la Motte Fouqué, der ihm öfters Trüffeln schickte, die Friedrich besonders liebte, einen Besuch und sagt ihm: „Ich brauche nur wenig, mich zu nähren, ich verlange von Ihnen Nichts, als eine gute Suppe und eine Schüssel Spinat." Denselben Sinn für Einfachheit setzt er auch bei Andern voraus; so richtet er in französischen Versen an Prinzessin Amelie die Worte; „Der Wirth, mit Ihnen allein beschäftigt, weiß, daß Ihr weiser und verständiger Geist von einer großen Zurüstung nur sehr wenig sich überraschen ließe." Daß er kein Trinker war, sehen wir aus einer beiläufigen Bemerkung in einem Brief an eben dieselbe vom September 1757: „Oft möchte ich mich betrinken, um den Kummer zu ertränken, aber da ich nicht zu trinken verstehe, so zerstreut mich Nichts, als das Versmachen." Uebrigens werden dem neunzehnjährigen Neffen Friedrichs Dinge zu glauben zugemuthet, von deren Unrichtigkeit er sich durch einen Gang aus seiner Wohnung in die Küche überzeugen konnte. Dort nehmlich konnte er sehen, wie alle königlichen Köche unter der Leitung von zwei Hausmeistern standen, die selber Köche und zwar französische Köche waren. Sie hießen Joyard, der aus Lyon, und Noël, der aus Perigueux war. Namentlich die Verdienste des Letztern wußte Friedrich sehr wohl zu würdigen und er that dieß auch ohne allen Rückhalt, und sein Name begegnet uns in einer Menge von Briefen. So sagt Friedrich in einem Schreiben an d'Argens vom September 1761: „Wenn man Noël hat und den Marquis, so kann man die Begierden des Körpers und Geistes befriedigen, und den einen wie den andern nähren," und im Oktober 1759: „Bringen Sie Noël mit, vielleicht kann er mir meine Kräfte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wieder geben." Ja die Tugenden dieses französischen Kochs begeisterten den König sogar zu einem Lobgedicht, gewidmet Au Sieur Noël, Maitre d'hotel, das wir wegen der vielen französischen Kunstausdrücke unübersetzt lassen:

Des cuisinieurs vous êtes le héros —
Une de filets, par vous imaginés!
Que de pâtés par vos mains façonnés!
Une de hachis, de farces délectables,
Dont nos palais, souvent trop mechantés,
Sont mollement chatouillés et flattés! —
Vous inventez et savez composer
Ce que jamais aucun de vos semblables
Ne produisit pour s'immortaliser. —
User de tout, c'est le conseil du sage;
Savoir jouir sans abuser de rien,
Souffrir le mal, s'il vient, avec courage,
Et bien goûter l'avantage du bien.

Wie in Beziehung auf die oben berührten körperlichen Genüsse soll Friedrich nach den Matinées auch in Beziehung auf die Liebe Enthaltsamkeit nur geheuchelt haben. (Auch hier widerspricht sich, beiläufig bemerkt, der Verfasser in sehr auffälliger Weise. Einerseits heißt es nehmlich, der Neffe solle nicht so eitel sein, der Liebe trotzen zu wollen — als ob es einer solchen Meinung bei ihm, der ja gerade Friedrich durch seinen Lebenswandel großen Kummer verursachte, bedurft hätte! — andererseits und zwar einige Zeilen später warnt er ihn vor den Folgen eines leichtsinnigen Lebens!) Friedrich gab sich aber auch hierin, wie sonst, ganz unbefangen, so daß wir in der Lage sind, wenn wir wollten, die einzelnen Fälle aufzuzählen, in welchen er seiner Natur folgte. Dieselben fallen namentlich in die Zeit, als er den Thron noch nicht bestiegen hatte, und hören mehr und mehr auf gegen das Jahr 1754, aus welchem wir noch einen Brief an den Kämmerer Fredersdorf haben, in dem er schreibt:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Petit kann den Menschen schicken; und kann er eine hübsche Hure mitbringen, so ist es auch gut; denn die fehlet uns auch.“ Der Trieb zu geschlechtlichen Vergnügungen scheint von Anfang an bei Friedrich nicht sehr stark gewesen zu sein. Sein Bruder August Wilhelm sagt in einer eigenhändigen Aufzeichnung: „Nie hat er Neigung für das weibliche Geschlecht gehabt und noch weniger für die Ehe.“ Während er selbst an Catt im November 1762 noch schreibt: „Ich habe Nichts mehr mit der Liebe zu schaffen; allein wenn das Glück mir ein wenig helfen wollte, so wäre ich darüber nicht böse,“ heißt es im Épitre à ma soeur de Brunswic vom Februar 1765, daß er ganz auf die Vergnügungen der Liebe verzichtet habe. Die erbitterten Feinde Friedrichs erklärten seine Enthaltsamkeit sogar durch unnatürliche Laster; der Verfasser der Matinées begnügt sich wenigstens mit der Verleumdung, daß Friedrich heimlich in der Liebe ausgeschweift habe. Wir können und müssen uns die Sache auf die einfachste Weise so auseinander legen: Die unerhörten Anstrengungen seiner Kriege hatten Friedrichs Kräfte bei seiner ohnedieß etwas schwächlichen Leibesbeschaffenheit fast aufgerieben; er war vor der Zeit alt geworden und dann auch durch furchtbare Schicksale, die über ihn hereingebrochen waren, für Manches abgestumpft. Zudem sah er mit seinem nüchternen Verstande ein, daß eine solche Thätigkeit, wie er sie für seine Pflicht hielt, sich nicht vereinigen lasse mit einem Kulte der Weiberliebe. (Seine Grundsätze finden wir unter Anderem niedergelegt in dem Essai sur les formes de gouvernement et sur les devoirs des souverains: „Ein Fürst, der sich den Frauen hingibt, wird sich von seinen Beischläferinnen und seinen Günstlingen leiten lassen.“) Es begannen nach seiner Kriegslaufbahn jene für alle Zeiten staunenswerthen Friedensarbeiten, bei denen ihm für andere Dinge nicht einmal Zeit, geschweige denn Sinn und Neigung bleiben

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

konnte. Wenn er je sich eine Erholung gönnte, so suchte er sie in feinern Genüssen. Wir können hier zugleich auch die Lüge der Matinées, daß Friedrich aus Politik stets Ermüdung geheuchelt habe, in's Auge fassen. Ueber sein frühes Altern und seine körperliche Schwächlichkeit haben wir Zeugnisse in seinen Briefen an die Markgräfin von Baireuth aus dem Jahre 1746. Im Juli klagt er: „Die Gicht hat mir eine Geschwulst an den Beinen hinterlassen, die mir viel Unlust macht; wenn das Alter heranrückt, darf man nicht erstaunen über die Schwächen, die in seinem Gefolge sind." Im August benachrichtigte er dieselbe: „Ich bin krank aus Schlesien zurückgekommen, indem ich sehr schmerzhafte Hämorrhoiden bekommen habe." Im April des Jahres 1748 beklagt er sich über Kolik und Fieber und im Januar 1749 schreibt er: „Meine grauen Haare zeigen mir an, daß ich Abschied nehmen muß von der Narrheit, von den Täuschungen und Vergnügungen." Als Voltaire mit Maupertuis einmal eben dazu kam, wie Friedrich sich kämmen ließ, und dieser die Beiden auf sein Grauwerden aufmerksam machte, gab dieß Voltaire Veranlassung zu folgendem hübschem Stegreifgedicht, das im Deutschen etwa so lautet:

Freund, siehst du dieses weiße Haar
Auf einem Haupt, verehrt von mir?
Es gleicht des Mannes Geist fürwahr:
Sie kamen eh' es Zeit noch war
Und wachsen beide für und für.

Im Jahr 1754 schreibt Friedrich an Fredersdorf: „Das Baden habe ich angefangen; man muß sehen, ob es möglich ist, eine alte Canaille jung zu machen;" im Mai 1759 an d'Argens: „Mein Körper ist verbraucht; mein Geist erlischt und meine Kräfte verlassen mich," einige Zeit später: „Ich bin alt, traurig und grämlich. Sie würden (dieß schreibt er auch an Herrn von Camas) einen Greis sehen mit grauen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Haaren, der Hälfte seiner Zähne beraubt, ohne Heiterkeit, ohne Feuer; bald darauf: „Sie können begreifen, wenn Sie diese verschiedenen Unglücksfälle, Mißgeschicke, Krankheiten, Verluste von Freunden, Unfähigkeit zu handeln, wenn dieß nöthig wäre, zusammennehmen, daß dieß nicht erfreulich ist," und nach dem Unglück des General Fink sagt er: „Ich bin so zugerichtet durch die Unglücksfälle und Mißgeschicke, die mich treffen, daß ich es von Tag zu Tag überdrüssiger werde, einen verbrauchten und zu Leiden verurtheilten Körper zu bewohnen." An Prinz Heinrich schreibt er ungefähr zur selben Zeit: „du wirst nur ein Gerippe ankommen sehen, erfüllt von gutem Willen," „meine Seele wird meinen ungesunden und schwachen Körper gehen machen." Sogar diese Zuversicht ging ihm manchmal verloren und es ist bekannt, daß er sich in jener Zeit mit Selbstmordgedanken trug. Auch im nächsten Jahr war sein körperliches Befinden nicht viel besser; er schreibt im Februar an Voltaire: „Wenn Sie mich sähen, Sie würden mich kaum wieder erkennen. Ich bin alt, kraftlos, grau, runzelig. Ich verliere die Zähne und die Heiterkeit. Wenn dieß anhält, so wird für mich selbst Nichts übrig bleiben, als die Sucht, Verse zu machen, und eine unerschütterliche Anhänglichkeit an meine Pflichten und an die wenigen tugendhaften Menschen, die ich kenne. Meine Laufbahn ist schwierig, besät mit Dornen und Stacheln." An seinen Bruder Heinrich schreibt er im August: „Was ich durch die große Nervenschwäche, durch die rheumatischen Schmerzen gelitten habe, ist unfaßbar; ich habe hernach täglich Fieber gehabt und in diesen letzten Tagen mich mit Mühe fortgeschleppt. An d'Argens schreibt er einen Monat darauf: „Meine Heiterkeit und mein Humor sind begraben mit den theuern und achtungswerthen Personen, an die mein Herz sich angeschlossen hatte;" an Mylord Marischal im April 1762: „Ich seufze sehr nach dem Frieden, mein theurer Mylord; hin und her geworfen vom Schicksal,

alt und hinfällig, wie ich es bin, kann ich nur noch meinen Garten bebauen." Manchmal konnte er wohl über seinen Zustand scherzen, wie er z. B. thut in einem Brief an Prinz Heinrich vom Mai 1763: „Die Gicht ist ein Erbtheil unserer Väter, das wir wie einen Theil ihrer Nachfolge ansehen müssen." Ritter von Chasot empfiehlt ihm den 6. April 1765 einen Zahnarzt; auf dem bezüglichen Schreiben ist von der Hand eines Kabinetsrathes bemerkt: „Zu spät, die Zähne fort." In diesem Jahre hatte Friedrich mehr als jemals von Gicht und Hämorrhoiden zu leiden, und die Klagen über diese Krankheiten dauern auch in den folgenden Jahren fort. In einem Brief an Voltaire vom Juli 1767 heißt es: „Mein Magen, der fast nicht mehr verdaut, hat mich gezwungen, auf die Soupers zu verzichten. Ich lese des Abends oder pflege Gespräche. Meine Haare sind weiß, meine Zähne gehen fort, meine Beine sind durch die Gicht zu Grunde gerichtet. — Rechnen Sie dazu, daß ich seit dem Frieden mit Geschäften überladen war, so zwar, daß mir im Kopf Nichts übrig bleibt, als ein Bischen gesunder Menschenverstand mit einer wieder erwachenden Leidenschaft für die Wissenschaften und die schönen Künste; sie sind es, die meinen Trost und meine Freude ausmachen." Außer in diesen fand er aber hauptsächlich seinen Trost in der Schnellkraft des eigenen Geistes und in der unermüdlichen Sorge für das Wohl seiner Unterthanen. Sehr schön sind seine Worte in einem Brief an Darget vom Januar 1768: „Es gibt eine Art, glücklich zu sein; man muß sich eine ideale Jugend schaffen, von seinem Körper absehen und sich eine Heiterkeit des Geistes bewahren bis zum Ende des Stücks." Schon aus dem Jahre 1736 haben wir Zeugnisse davon, wie früh er nützlichen und würdigen Dingen zugewandt war und in denselben seine wahre Befriedigung fand, in zwei Briefen an Herrn von Suhm. Im einen heißt es: „Die ernsten Beschäftigungen haben

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

immer das Vorrecht vor den andern und ich wage Ihnen zu sagen, daß wir nur einen vernünftigen Gebrauch von den Vergnügungen machen, indem wir uns ihnen nur hingeben, um den Geist zu erfrischen und um den Ernst und die zu große Würde der Philosophie zu mäßigen, welche sich nicht leicht die Stirne durch die Grazien entrunzeln läßt"; im andern schreibt er: „Die Ruhe, die Stille und das Studium der Wahrheit, sind sie nicht weit vorzuziehen den lärmenden und leichtfertigen Vergnügungen dieser Welt?" In dem Jahre vor seiner Thronbesteigung schreibt er dem Grafen von Schaumburg-Lippe: „Wenn die guten Absichten, wenn die Liebe zur Menschheit, wenn die angestrengte Arbeit eines Einsiedlers der Gesellschaft nützlich sein können, so wage ich mir zu schmeicheln, daß ich in derselben nicht als ein müßiges und unnützes Mitglied angesehen werde." Die Ansprüche, die er hierin an sich selber machte, muthete er auch Andern zu, insbesondere seinen Brüdern. So tadelt er im Dezember 1740 mit scharfen Worten Prinz Heinrich „Mit Kummer habe ich vernommen, daß du beginnst, nachlässig zu werden, indem du die Unterhaltungen den Studien vorziehst. Wenn du mir gefallen willst, so wirst du mit mehr Ausdauer dich der Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften hingeben, was dir unendlich mehr nützlich sein wird, als alles Uebrige. — Wenn du etwas werden willst in der Welt, so wisse das Nützliche vom Angenehmen, das Ernste vom Leichtfertigen zu unterscheiden; und das Vergnügen soll dich nie abhalten, dich den Dingen zu widmen, die tausendmal wesentlicher sind, als Tändeleien." Im selben Sinn spricht er sich in einem Brief an Prinz Wilhelm vom Februar 1750 aus: „Das Vergnügen darf nie die Angelegenheiten der Pflicht verwirren; diese müssen die ersten sein," und im April desselben Jahrs: „Wenn meine Brüder den Andern ein gutes Beispiel geben, so wird mir das die lebhafteste

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Freude von der Welt machen, und wenn dieß nicht der Fall ist, so vergesse ich in demselben Augenblick jede Verwandtschaft, um meine Pflicht zu thun, welche darin besteht, Alles in Ordnung zu halten, so lange ich lebe." Die Arbeit und die unausgesetzte Thätigkeit für Andere, für Freunde, für Verwandte, für sein Heer und seinen Staat sah Friedrich nicht als eine Last an, sondern sie diente ihm nicht selten dazu, seine Seele über das viele Unglück, das ihn traf, zu erheben. So schreibt er in der trüben Stimmung nach dem Tod des Prinzen von Anhalt und Rotemburgs an die Markgräfin von Baireuth: „Ich arbeite viel, um mich zu zerstreuen, und ich finde, daß die Arbeit das ist, was mich am meisten tröstet," und vierzehn Tage nachher: „Ich studiere viel und das gibt mir in der That Trost." An Marquis d'Argens schreibt er im Dezember 1757: „Ich werde mit Ihnen die Stunden meiner Muße zum Studieren verwenden; dieß ist, ohne Widerrede, der beste Gebrauch, welchen man von der Zeit machen kann." In dem schönen Brief an Prinz Heinrich vom 14. Oktober 1772 heißt es: „Die Beschäftigung ist die Seele des Lebens; ich habe es immer so angesehen und ich weiß nicht, ob ich mich täusche; aber ich glaube, daß Sie Vergnügen haben müssen, die Finanzen zu ordnen, Wohlthaten zu verbreiten, Menschen glücklich zu machen durch die Stellen, welche Sie Ihnen zu geben haben, das Gleichgewicht in der Politik aufrecht zu erhalten, Militär-Corps zu schaffen und diese beständige Bewegung im Staate zu erhalten." Friedrich fühlte sich überdieß für alle Anstrengungen und Leiden reichlich belohnt, wenn er Aussicht auf glücklichen Erfolg hatte, wie er im Dezember 1757 an Prinz Heinrich schrieb: „Ich ertrage heiter sowohl Krankheiten, als Anstrengungen, da, Dank dem Himmel! die Geschäfte gut gehen." Mit dem Gefühle der Befriedigung und des gerechten Stolzes sah er die schönen Erfolge, die er errang, und die ihn nur

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu erneuter Ausdauer und Thätigkeit anspornten. „Ich gestehe Ihnen," schreibt er im April 1764 an De la Motte Fouqué, „daß ich Vergnügen empfinde, dieses Heer sich von Neuem bilden zu sehen, das ich einst als ein so gutes gekannt habe, und das wie ein Phönix aus seiner Asche neu ersteht." Nachdem er in einem Brief an Prinz Heinrich vom September 1775 gesprochen von den Geldern, die er den durch Feuersbrünste Beschädigten ausbezahlt, von dem Stande des Heeres, den Festungen, von der Wiederaufbauung von 54 Dörfern in einem Jahr, von seiner Absicht, 63 weitere zu bauen, von der Hebung des Handels, besonders in Leinwand und Wolle, von der ungemeinen Zunahme der Bevölkerung seit 1740, schließt er mit den Worten, denen Jeder beipflichten muß: „du wirst hieraus zum Mindesten sehen, daß ich nicht mit gekreuzten Armen stehen geblieben bin, und daß ich gethan habe, was von mir abhing, um die Länder blühend zu machen." Daß eine solche ungemeine Thätigkeit nur möglich war bei der sorgfältigsten Ausnützung der Zeit, bei der einfachsten Lebensweise und durch Verzicht auf viele Genüsse, die sich ein gewöhnlicher Mensch wohl vergönnen mag, läßt sich ebenso begreifen, wie, daß solche Anstrengungen Friedrich oft auch krank, mißmuthig und muthlos machen mußten. Wir wissen genau, wie Friedrich seinen Tag eintheilte und, daß er als König so einfach lebte, daß seine Hofleute ihn als Abt und sich als die Klosterbrüder bezeichnen konnten. Voltaire schreibt im Juni 1740 an Friedrich, der Gesandte, Herr von Camas, habe ihm mitgetheilt, der König widme drei Viertel des Tags seinem Beruf, den Abend der Freundschaft; und Friedrich antwortet darauf: „Ich erhebe mich um 4 Uhr, trinke Wasser bis 8, schreibe bis 10 Uhr, besichtige die Truppen bis Mittag, schreibe bis 5 Uhr und Abends erhole ich mich in guter Gesellschaft." Welche Anstrengungen er sich aber außer dieser gewöhnlichen Tages-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

arbeit zumuthete, sehen wir aus einer Menge zuverlässiger Zeugnisse. Im Mai 1752 schreibt er an seine Schwester von Baireuth: „Diese Musterungen ermüden mich so sehr, daß ich, wie große Lust ich auch hätte, Dir zu schreiben, während dieser Zeit nicht die Kraft dazu hätte;" im Mai 1755 an dieselbe: „Wir sind gegenwärtig ganz beladen mit unsern militärischen Geschäften, die ich erledige, wie es ein armer Gichtgeplagter kann;" im November 1758 an Prinz Heinrich: „Es sind nun 5 Tage, daß ich nicht eine Stunde Ruhe gehabt habe. Ich bin so ermattet, daß ich tausendmal um Entschuldigung bitte, weil ich dir nicht mehr sage;" im August des folgenden Jahres an den Grafen Finkenstein: „Ich bin sehr ermüdet; es sind nun 6 Nächte, daß ich kein Auge geschlossen habe." Im April 1778 schreibt er seinem Bruder Heinrich: „Ich gestehe dir, daß ich ein wenig müde bin; vorgestern bin ich 8 Stunden zu Pferde gewesen, gestern 10, heute 6; ein Greis muß ein wenig Ruhe haben." Im Dezember 1779 schreibt d'Alembert an Friedrich: „Ich habe von Baron von Grimm gehört, daß Ew. Majestät, weil Sie nicht mit der rechten Hand schreiben konnten, sich damit geholfen haben, mit der linken zu schreiben, damit Ihre Geschäfte nicht darunter leiden." Daß, wie oben bemerkt ist, mitunter auch Klagen und Aeußerungen des Mißmuths über zu große Anstrengungen, über das Einerlei seiner Beschäftigung, über Anhäufung der Geschäfte vorkommen, wird man sehr natürlich finden. In solcher Stimmung schrieb er an Voltaire im August 1740: „Ein König ist tausendmal unglücklicher, als ein Privatmann; ich bin der Sklave der Phantasie von so vielen andern Mächten, daß ich, was meine Person betrifft, nie thun kann, was ich will." „Wir beginnen unsere Uebungen, was nicht sehr unterhaltend ist," oder: „Ich bin müde, wie ein Hund," „Ich bin hier, mich abzuquälen, wie die Seele eines Verdammten," solche Aeuße-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

rungen wiederholen sich im Briefwechsel mit seiner Schwester von Baireuth und mit Prinz Wilhelm: „Ich habe Geschäfte bis über die Ohren," seufzt er in Briefen an seinen Bruder Heinrich, dem er auch einmal im Dezember 1757 klagt: „Ich habe nur Kummer und Aengsten gehabt seit 8 Monaten und durch diese fortwährende Unruhe und Aufregung nützt sich die Maschine ab;" „Der Tod ist süß im Vergleich mit einem solchen Leben," schreibt er an seine Freunde im Herbst 1759. Im August 1755 schreibt er an Prinz Heinrich: „Ich bin so überreichlich auf diesen Rundreisen mit Geschäften beladen, daß mir kaum ein Augenblick übrig bleibt, um ein Stück zu essen." Die Ermüdung durch die Rundreisen, die einen ebenso wesentlichen, als mühevollen Theil seiner Regierungsgeschäfte bildeten, war freilich nach den Matinées nicht weniger geheuchelt, als die Beweggründe zu denselben. Diese sollen nehmlich nicht etwa die Sorge für seine Unterthanen, noch die Liebe zu denselben gewesen sein, sondern die Täuschung derselben durch Vorspiegelung von Liebe und Sorge und die Furcht, die einzelnen Statthalter möchten sich sonst unabhängig machen. Was das Erstere betrifft, so erwähnen wir kurz, daß wir Aufzeichnungen von Friedrich haben, die er auf einer solchen Reise in Schlesien machte, aus denen Folgendes hervorgeht: In Schweidnitz und Neiße ist er besorgt für Beschaffung von Ziegeldächern, in Schmiedeberg für Hebung der Kaufmannschaft, in Pleß für Erbauung einer neuen protestantischen Kirche, in Striegau für Manufaktur, in Gleiwitz für Anlegung einer Fabrik von Halbbaumwolle und Halbleinen u. s. w. Die Furcht vor Auflehnung der Statthalter ist lächerlich und paßt gewiß am wenigsten auf die preußischen Verhältnisse und namentlich auf den von Friedrich Wilhelm herangezogenen und von Friedrich II. beaufsichtigten Beamtenstand. Statthalter, gouverneurs, gab es ohnedieß in preußischen Ländern nicht,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

außer dem einen in Neuenburg, als der uns Lord Marischal schon mehrmals begegnet ist, und es hat sich offenbar hier eine ausländische Anschauung eingedrängt. Der Zweck der Rundreisen war ein höchst mannichfaltiger, hauptsächlich ein militärischer. Auch dem Prinzen Wilhelm empfiehlt Friedrich im Mai 1753, auf solchen Rundreisen die Offiziere und Regimenter in den Provinzen kennen zu lernen. Dann sollten, wie Friedrich an Voltaire im August 1775 schreibt, allerdings die Richter dadurch beaufsichtigt, d. h. zu angestrengtem Fleiß ermuntert und von allzu strengen und harten Maßregeln abgehalten werden. Im Uebrigen waren diese Reisen eine unumgängliche Nothwendigkeit in einem Lande, wo nach Friedrichs Ausspruch der König Alles thun, Alles mit eigenen Augen sehen mußte. Richtig ist, was die Matinées angeben über die Art der Ausführung dieser Reisen, daß nehmlich der König nur ein kleines, jedenfalls kein prunkendes, Gefolge mit sich nahm. Nur das Kabinet begleitete denselben, weil während der Reisen die gewöhnlichen Geschäfte nicht unterbrochen werden durften. Ebenso ist die Angabe der Matinées richtig, daß man Tag und Nacht reiste. Der König fing schon im Februar zur Vorbereitung auf diese Reisen an, früher aufzustehen und zur Zeit der Reisen selbst begann er seine Arbeitszeit schon um 2 Uhr Morgens. Unrichtig aber ist die fernere Bemerkung, der König habe sich eines so trefflich gebauten Wagens bedient, daß er die Beschwerden der Reise nicht gespürt habe. Abgesehen davon, daß der König einen großen Theil des Weges zu Pferde zurückzulegen pflegte, hatte er, was namentlich bei der damaligen Beschaffenheit der Wege sich von selbst versteht, zu klagen über das heftige Stoßen seines Wagens und er schreibt einmal im September 1775 an Voltaire, daß ihn dafür nur das Auswendiglernen der schönsten Stellen aus Mérope und Mahomet entschädigt habe. Richtig ist die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

weitere Angabe, daß er Hoch und Gering auf seinen Reisen Zutritt und Ansprache gegönnt habe; nur ist die Beschränkung falsch, wonach die Priester ausgeschlossen gewesen wären. Auf diesen Reisen fühlte sich der König auf der Höhe seines Berufs als Vater seines Volkes, und bis in sein höchstes Alter kam er dieser so beschwerlichen Regierungsaufgabe mit der größten Aufopferung nach, wie er im August 1775 an Voltaire schreibt: „Wenn ich die Provinzen durchreise, kommt alle Welt zu mir; ich prüfe in eigener Person und durch Andere alle ihre Klagen, und ich mache mich Leuten nützlich, von deren Dasein ich Nichts wußte, ehe ich ihre Eingaben empfing."

Bevor wir weiter gehen, müssen wir noch einen Blick auf eine im Zusammenhang des Vorigen von dem Verfasser der Matinées beiläufig gemachte Bemerkung werfen. Die Ermahnung an den Neffen Friedrichs, in geschlechtlicher Beziehung nicht auszuschweifen, wird dadurch begründet, daß sein schlechtes Beispiel besonders die Offiziere anstecken und so beim Heer eine Unordnung herbeiführen könnte, wie einst im Regiment des Prinzen Heinrich. Dieser von Friedrich bis zu seinem Tode zärtlich geliebte Prinz gab seinem Bruder allerdings verschiedene Male Anlaß zu strengem Tadel. Nachdem, wie wir schon früher gesehen haben, Friedrich im Jahre 1740 auf's Ernstlichste in ihn gedrungen war, seinen Lebenswandel zu bessern, war eine Zeit herzlichen Einverständnisses zwischen Beiden eingetreten, und Friedrich berichtet mit augenscheinlicher Befriedigung dem Grafen von Rotemburg am 24. Oktober 1745: „Mein Bruder Heinrich hat sich außerordentlich ausgezeichnet auf unserem Marsch am 16. und man beginnt im Heere seine Gaben kennen zu lernen, von denen ich Ihnen so oft gesprochen habe." Allein dieß änderte sich vom nächsten Jahre an, und namentlich die Geldverschwendung des Prinzen erregte Friedrichs Unmuth. Der-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

selbe sieht sich veranlaßt, Heinrich mit harten Worten seinen Mangel an Liebe zu ihm vorzuwerfen; im November 1753 noch erklärt er ihm: „Du wirst in das Armenhaus kommen, mein theurer Bruder, wenn du fortfährst, dein Gut zu verschlingen und Schulden zu machen.“ Im Juli 1749 war das Ereigniß eingetreten, auf welches allein die Bemerkung der Matinées sich beziehen kann. Damals schrieb nehmlich der König an den Prinzen: „Ich habe für gut gefunden, Ordnung in dein Regiment zu bringen, weil es verdarb. Ich gestehe dir ohne Weiteres, daß ich mir vorgenommen habe, dich nicht dir selbst zu überlassen, bevor ich nicht an dir einen festen und zuverläßigen Charakter wahrnehme.“ Zum großen Schmerz des Prinzen wurde damals auch wirklich die Drohung ausgeführt und zwar wurde damit betraut der Oberst Gaspard Friedrich von Rohr. Allein schon lange vor der Zusammenstellung der Matinées war das Verhältniß wieder das alte zärtliche geworden und Friedrich ergriff jede Gelegenheit, um die glänzendsten Zeugnisse über des Prinzen Tapferkeit, Ausdauer und Begabung auszustellen. Schon am 11. Mai 1757 schreibt er an Prinzessin Amelie und an die Herzogin Charlotte von Braunschweig: „Mein Bruder Heinrich hat Wunder gethan;“ nach Kolin am 18. Juni fügt er in einem Briefe an Mylord Marischal denselben Worten noch Folgendes bei: „Ich zittere für meine würdigen Brüder; sie sind zu tapfer.“ An die Markgräfin von Baireuth schreibt er am 17. September desselben Jahres: „Ich bin in der Lage, mich sehr meines Bruders Heinrich zu rühmen; er hat sich wie ein Engel benommen als Soldat und sehr gut als Bruder gegen mich.“ In einem Brief an Heinrich selber vom 16. Mai 1759 sagt er: „Ich kann nur meinen Beifall deinen Erfolgen geben, welche errungen sind durch deine einsichtsvolle Berechnung. — Europa wird lernen, in dir nicht nur einen liebenswürdigen Prinzen, sondern auch noch einen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mann zu finden, welcher den Krieg zu führen versteht und sich Achtung verschaffen muß. Fahre fort, mein Bruder, wie du begonnen; du wirst wahrhaftig die Achtung und Liebe nicht mehr steigern können, welche ich für dich habe;" in einem andern Brief vom 2. November desselben Jahres: „Ich wünsche dir Glück zu den Heldenthaten, die dich mit Ruhm bedecken. Ich werde zu dir fliegen auf den Flügeln der Liebe, des Vaterlandes und der Pflicht. Dieses innige Verhältniß blieb fortan ungestört und noch im Jahr 1772 versichert Friedrich den Prinzen (am 16. Oktober): „Ich werde nie den Dank vergessen, den der Staat, unser Haus und ich dir schuldig sind." So viel stellt sich nach allem diesem klar heraus, daß Friedrich im Jahr 1764 vor seinem Neffen nicht die schon verschollene Geschichte von 1749 wieder ausgekramt, und bei Lebzeiten Heinrichs denselben mit Schimpf vor seinem nächsten Verwandten bedeckt haben kann.

Wenn wir im Vorigen gesehen haben, daß der Verfasser der Matinées beflissen ist, bei solchen Dingen, auf die bekanntermaßen Friedrich nicht allzuviel hielt, auszuführen, daß seine Enthaltsamkeit nur Schein sei, so werden wir ihn im Folgenden das Verfahren beobachten sehen, bei andern Dingen, deren Friedrich sich gänzlich enthielt, seiner Enthaltsamkeit dadurch den Werth zu nehmen, daß er derselben gemeine Beweggründe unterstellt. — Auf die Jagd verzichtete Friedrich nach den Matinées aus Geiz. Um die vollständige Grundlosigkeit dieser Behauptung einzusehen, muß man wissen, wie derselbe schon als Knabe und Jüngling von Friedrich Wilhelm gepeinigt wurde, weil er dieses Vergnügen nicht liebte, und wie schwer es ihm wurde, seine Abneigung zu überwinden, um dadurch seinen Vater wieder zu versöhnen. Dieser schreibt ihm im August 1731: „Du hast in allen Stücken gegen mich einen Abscheu davon gezeiget, und wenn es auf Jagden, Reisen und andere

Okkasionen angekommen, hast du allezeit gesucht dich zu schonen und lieber ein französisches Buch, des bons mots, oder ein Komödienbuch, oder das Flötenspiel gesuchet, als den Dienst der Fatiguen." Es waren allerdings der zarten Natur Friedrichs feinere Genüsse willkommener; allein wenn sein Vater hierin Recht hatte, so war freilich seine Meinung, Friedrich scheue überhaupt die „Fatiguen", um so unbegründeter. Wir sehen in allen den Jagdgeschichten, die Friedrich vom Jahre 1719 bis 1731, um seinen Vater zu befriedigen, auftischt, den Mangel an Neigung und auch an Anstelligkeit zur Jagd deutlich genug sich kund geben. Einige Beispiele mögen genügen: „Gestern, schreibt er am 7. Oktober 1719, habe ich einen Hasen mit meinen neuen Hunden gehetzt, welchen wir auf Papas Gesundheit verzehren werden;" ein Jahr darauf rühmt er sich, ein Huhn im Flug geschossen zu haben; am 1. September 1731 berichtet er: „Vergangenen Montag bin ich auf der Entenjagd beim Obersten Breech gewesen, habe aber oft gefehlet und Nichts geschossen. — Ich habe auch nachgehends nach einem Hirsch und einem Schmalthier geschossen; weilen mir aber die Büchse in der Hand ein paar Mal losgegangen, so habe nichts getroffen; jetzunder aber werde fleißig nach dem Ziel schießen, um wieder in Uebung zu kommen"; 14 Tage später: „habe wohl über 6 Rudel von 20—30 Hirschen und Thieren gesehen, es ist aber sehr schwer, ihnen anzukommen. — Sonsten habe mich die Woche zu unterschiedenen Malen zum Schießen mit der Flinte und Büchse exerciret." Friedrich hat schon als Kronprinz seine durchaus prosaische Ansicht über das Jagdvergnügen im Antimachiavel niedergelegt: „Die Jagd ist eine jener sinnlichen Vergnügungen, welche den Körper sehr in Bewegung setzen und dem Geiste Nichts sagen; das ist ein glühender Eifer, irgend ein Thier zu verfolgen, und eine grausame Befriedigung, es zu tödten; das ist eine Unterhaltung, die den Körper stark und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

rüstig macht, und welche den Geist brach und unbebaut läßt; Diejenigen, die aus der Jagd ein Geschäft machen, haben gewöhnlich ihr Hirn mit Nichts bevölkert, als mit Pferden, Hunden und jeder Art von Thieren. Es ist zu fürchten, daß sie gegen Menschen ebenso grausam werden, wie gegen die Thiere. Dann ist die Jagd unter allen Vergnügungen für einen Fürsten die unschicklichste. Die Vertilgung des Wildüberflusses sollen bezahlte Jäger übernehmen. Die Fürsten sollen nur Sorge tragen, sich zu unterrichten und gut zu regieren. Beim Spazierengehen kann man viel ruhiger über ernste Dinge nachdenken. Die Jagd sollen Fürsten nur selten und nur zur Erholung betreiben." Im Oktober 1738 spottet er in einem Brief an Camas: „Was die Jagd betrifft, so ist hier eine ganze Schaar, welche für mich jagt, und ich studiere für sie; Jeder findet dabei seine Rechnung und Niemand ist verhindert in seinen Zerstreuungen." Im November 1746 schreibt er seiner Schwester von Baireuth: „Mein Bruder geht auf die Jagd für die ganze Familie; ich unterhalte mich mit dem Studium, der Musik, der Baukunst, der Gärtnerei und allen Arten von angenehmen Beschäftigungen." Diese Abneigung gegen die Jagd bereitete seinem Vater großen Kummer, und derselbe schreibt kurz vor seinem Tode, im März 1740 einen rührenden Brief an Leopold von Anhalt Dessau: „Weil ich in dieser Welt ausgejaget habe und also die Parforce-Jagd ganz aufgeben will, um die unnützen Kosten einzuziehen, indem mein ältester Sohn auch kein Liebhaber der Jagd ist, noch werden wird." Diese düstere Weissagung des alten Nimrod sollte nur zu bald in Erfüllung gehen! Schon im Juni 1740 that Friedrich den seitherigen Jagdbelästigungen Einhalt; er zog 4 Reviere der Hühnerjagd ein, und gab Aecker, Wiesen und Hütungen zurück. Eine große Anzahl Hirsche und Keiler ließ er schießen, besonders auch, um den Preis des Fleisches, der mit dem der Früchte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gestiegen war, wieder herabzubringen; und wenn er Jagden bestätigte, die sein Vater verliehen hatte, behielt er sich doch vor, das Wild schießen zu lassen, sobald es für den Landbau nachtheilig würde.

Auch das Spiel soll Friedrich trotz seiner großen Neigung dazu aus Geiz vermeiden, und zugleich aus dem Grunde, weil das Spiel ein Spiegel der Seele sei, in die er Andere nicht sehen lassen wolle. Was dieses Letztere betrifft, so ist richtig, daß er in Staatsgeschäften dem Geheimniß viel größern Werth beilegte, als ihm nach heutigen Begriffen zukommt, und daß er in den Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg an Friedrich I. zu tadeln scheint, daß „die Seele desselben ist wie die Spiegel, welche alle sich darstellenden Gegenstände wiederstrahlen," daß er einem seiner Vorleser einmal sagte: „Ich verberge meine Absichten denen, die mich umgeben; nur durch das Geheimniß kann ich mich vor Schaden bewahren." Dieß Alles aber hatte nur Bezug auf politische Angelegenheiten, und nach den übereinstimmenden Angaben der Augenzeugen, z. B. Dohm's und des Vorlesers Dantal, drückten gewöhnlich die Züge seines ganzen Gesichtes, namentlich aber die Augen, das Innere seines Gemüths ungemein stark und die Veränderungen desselben mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit aus, so daß der Ausdruck des Unmuths, Hohns und Zorns auf das Rascheste mit dem der Ruhe, Zufriedenheit und des Wohlwollens wechselte. Thatsache ist, daß Friedrich weder selbst spielte, noch das Spielen bei Andern leiden mochte. In den Generalprinzipia vom Kriege schreibt er vor: „Spielen und Trinken darf man schlechterdings nicht einreißen lassen; ein gutes Regiment muß sich so ordentlich aufführen, wie ein Mönchskloster." Er war ein Feind des Spiels, besonders weil er es für eine nutzlose Zeitverschwendung hielt. Im Épitre I. A mon frère Henri macht er sich lustig über die fade Unter-

haltung beim Spiel und findet vielmehr sein Vergnügen in einer kleinen, aber um so gewählteren Gesellschaft, wo man sich über tausend Gegenstände unterhält, nicht über Andere spottet, aber an leichtem Scherz sich freut. Noch andere Genüsse geistiger Art sind es, die er aufsuchte, wenn er von seinen Geschäften ausruhen wollte. Die Matinées haben ganz Recht, wenn sie ihm eine große Liebe zur Oper und zum Schauspiel zuschreiben. Ein nicht geringer Theil seines vertraulichen Briefwechsels bewegt sich um diese Gegenstände, und er ist stets sehr befriedigt, wenn er seinen Freunden und Verwandten gute Nachrichten über den Stand derselben geben kann. Ebenso ist in den Matinées richtig gesagt, und Niemand wird es Friedrich verargen, daß er oft sehr unmuthig über die hohen Forderungen der Sängerinnen sich ausspricht. Daß Friedrich die Musik außerordentlich liebte, insbesondere die Flöte, die er auch wie ein Künstler blasen konnte, daß er dieser Neigung in seiner Jugend oft mit Gefahr der Mißhandlung huldigte, ist bekannt genug. Auch seine Gärten lagen ihm sehr am Herzen; er studierte die Baukunst, sammelte Meisterstücke der Malerei und Bildhauerei. Seine Liebe zu den Wissenschaften und Künsten war überhaupt so bekannt, daß der Verfasser der Matinées unmöglich mit Stillschweigen darüber weggehen konnte. Nun ist aber die Wendung sehr merkwürdig, welche hier der Sache gegeben wird. Während bei den zuletzt besprochenen Punkten uns das Streben des Verfassers der Matinées auffiel, glaubhaft zu machen, daß Friedrich Enthaltsamkeit nur heuchle, oder nur aus gemeinen Beweggründen enthaltsam sei, so soll nun in Beziehung auf Wissenschaften und Künste nachgewiesen werden, daß Friedrich nur aus gemeinen Beweggründen sich mit ihnen abgebe.

Den Matinées zufolge nahm er erst nach seiner Thronbesteigung den Schein des Philosophen und Dichters an. Hierin ist die Kühnheit wirklich etwas weit getrieben. Denn abgesehen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

davon, daß schon vor Friedrichs Thronbesteigung, wie im Eingang erwähnt wurde, verschiedene Werke von ihm in die Oeffentlichkeit gekommen waren, so war seine Liebe zu den Wissenschaften und Künsten, seine eigene Thätigkeit in denselben, sein ununterbrochener inniger Verkehr mit Gelehrten und Künstlern so bekannt, daß alle Welt mit seiner Thronbesteigung eher auf eine Art medizäischen Hoflebens, als auf die strenge Herrscherthätigkeit und Kriegslaufbahn des Königs sich Rechnung machte. Als Knabe hatte er, um das Mißfallen des Vaters zu vermeiden, mit Darangabe seiner eigenen kleinen Geldmittel sich Bücher gekauft und heimlich seine Lieblingswissenschaften, Geschichte, Philosophie und schöne Literatur getrieben. Als später dem Kronprinzen mehr Freiheit gegönnt war, verwandte er die ganze Zeit, wie unter Anderem aus dem Briefwechsel mit Voltaire zu erkennen ist, auf derartige Studien, vergleiche z. B. den Brief vom Februar 1737, wo es heißt: „Ich versuche diese Musezeit auszubeuten und sie nützlich zu machen, indem ich mich dem Studium der Geschichte und der Philosophie hingebe und mich mit der Dichtkunst und Musik unterhalte.“ Damals schon nannte ihn Voltaire: „Friedrich größer als Sokrates“, „Salomo, Mäzenas des Nordens“, „Abkömmling Cicero's und Ovid's“, und sagt ihm: „Sie schreiben wie Plinius“. Wenn er einmal scherzt im August 1737: „Ich habe das Unglück, die Verse zu lieben und oft sehr schlechte zu machen,“ so meint er ein anderes Mal wieder gerade in den Wissenschaften und Künsten seinen eigentlichen Lebensberuf zu haben. Er schreibt in einigen Briefen an Jordan im Jahre 1742, in denen er sich aus dem Krieg nach den Musen zurücksehnt: „Wer hätte gesagt, daß die Vorsehung einen Dichter gewählt hätte, um das europäische System umzustürzen,“ oder: „ich war für die Künste geboren.“ Und in seinem hohen Alter schreibt er an Baron von Grimm (September 1770): „Ich habe von meiner

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jugend an die Künste, die Literatur und die Wissenschaften geliebt, und wenn ich im Stande bin, zu ihrer Verbreitung oder Erweiterung beizutragen, so bin ich dazu bereit mit allem Eifer, dessen ich fähig bin, weil es in dieser Welt kein wahres Glück ohne dieselben gibt." In dieser Gesinnung hat er auch die Akademie der Wissenschaften in Berlin in das Leben gerufen und mit großer Sorgfalt gepflegt, denn, wie er bei der Berufung Wolffs im Juni 1740 an den Konsistorialrath Reinbeck schreibt: „Unsere Akademie muß nicht zur Parade, sondern zur Instruktion sein."

Den Matinées nach ist es Friedrich nur mit Mühe gelungen, sich das Ansehen eines Schriftstellers zu verschaffen. Er selber gibt uns eine ganz andere Auskunft über die Entstehung seines Schriftstellerrufes. Im Jahre 1753 (Juni) schreibt er an Darget: Sie wissen, wie sehr ich fürchte, für einen Dichter gehalten zu werden. Seine Oden hat er bekanntlich nur herausgegeben, um einer falschen Ausgabe in Frankreich entgegen zu treten. Im Februar 1760 schreibt er an Voltaire: „Mich, der ich incognito Dichter sein wollte, übersetzt man gegen meinen Willen öffentlich und ich werde eine thörichte Rolle spielen;" einen Monat darauf an seinen vertrauten Freund De la Motte Fouqué: „Ich gestehe Ihnen daß ich sehr erzürnt bin, öffentlich als Dichter zu erscheinen; alle diese Menschen stehen in schlechtem Ruf; das am wenigsten ungünstige Urtheil, das man über sie hat, ist, daß sie Narren sind;" im Februar 1767 an Voltaire: „Die Dichtkunst ist eine Erholung für mich; ich weiß, daß das Talent, welches ich habe, sehr beschränkt ist; aber es ist ein gewohntes Vergnügen, dessen ich mich ungern berauben möchte, welches Niemanden Nachtheil bringt, um so mehr, da die Stücke welche ich verfasse, nie den Leuten, die sie nie sehen werden, Langweile verursachen werden". Mit der Veröffentlichung seiner satirischen Gedichte verhielt es sich nach einem Briefe an Voltaire

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vom März 1775 folgendermaßen: „Was man von meinen Possen gedruckt hat, wäre nie mit meiner Zustimmung erschienen. In der Zeit, da es Sitte war, sich gegen mich zu ereifern, hat man mir diese Handschriften gestohlen und sie drucken lassen, gerade in dem Augenblick, wo sie mir hätten schaden können. Es ist erlaubt, sich zu erholen und zu unterhalten mit der Literatur, aber man darf den Leuten nicht mit seinen Albernheiten lästig sein". Im Dezember 1783 schreibt er an Baron von Grimm: „Ich bin Ihnen sehr verbunden für die Mühe die Sie sich genommen haben, um zu verhindern, daß mein Briefwechsel mit d'Alembert gedruckt werde." Wenn Ranke sagt: darin wich Friedrich ganz von Voltaire ab, daß dieser nur für die Wirkung auf die Leser arbeitete, er dagegen eine unbedingte Freude an der Produktion an und für sich hatte, so ist dieß unbestreitbar richtig, was Friedrichs dichterisches Schaffen betrifft. „Blühet, reizende Künste," dichtet er in der Ode: Le Rétablissement de l'Académie, „eine unwiderstehliche Gewalt, eine mächtige Neigung unterjocht mich euern erhabenen Gesetzen." Und so haben wir denn auch in seinen Gedichten fast noch mehr, als in seinem Briefwechsel einen treuen Spiegel seiner Empfindungen, Gedanken und Stimmungen, in welchem das ganze innere Leben des Königs im reichen Wechsel von Freude, Stolz, Liebe, Trauer und Verzweiflung, Scherz, Ironie, Spott und Haß rückhaltlos zu Tage tritt. Seine Gedichte stehen durchaus unter dem Einfluß der Lage, in der sie entstanden sind. (An d'Argens, Oktober 1762: Diese Verse leiden unter der Zeit, in der sie entstanden sind.) An De la Motte Fouqué schreibt er in mehreren Briefen vom Anfange des Jahres 1760: „Wenn ich vom Schmerze überwältigt bin, so mache ich Verse, damit eine ernste Beschäftigung mir zur Zerstreuung diene und mir Augenblicke einer vorübergehenden Zuversicht verschaffe." „Dies ist ein Rettungsmittel,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dessen ganze Macht ich jetzt erprobe; es hilft mir mein gegenwärtiges Unglück ertragen und mich von den Sorgen um die Zukunft abziehen." Die Rücksicht, nach außen eine Wirkung hervorzubringen, war es am seltensten, was ihn zum Dichten trieb; man könnte eher sagen, wenn je mit Uebelwollen gedeutet werden soll, ein zu großes Vertrauen in seine Fähigkeit, dichterisch zu empfinden und zu gestalten. Aus seinen Gedichten selbst und aus der überwiegenden Mehrzahl der auf sein Dichten bezüglichen Aeußerungen finden wir hauptsächlich zwei Beweggründe heraus, erstlich die Lust an der Beschäftigung mit der Kunst und dem Schönen überhaupt, und dann das Bedürfniß, einen Gedanken oder eine Stimmung in schöne Form zu kleiden, oder wohl auch von irgend einer Stimmung durch das dichterische Gestalten sich zu befreien. Hätte er doch, namentlich wenn er dem Friedrich der Matinées glich, Grund genug gehabt, gar Vieles zu unterdrücken, besonders Solches, woran, wie er sich im Épitre à Stille ausdrückt, „das Herz mehr Antheil hatte, als der Geist." Namentlich in erregteren und gefahrvollen Zeiten fühlte er das Bedürfniß, das, was ihm auf dem Herzen lag, durch die Macht der Kunst zu bemeistern. Villemain, der zwar über Friedrich als Geschichtschreiber großen, ächt französischen, Unsinn in die Welt sandte, — er sagt unter Anderem, in den Mémoires verschwinde unter der französischen Feinheit allzusehr die Rohheit der alten deutschen Sitten und die naiven Denkwürdigkeiten seiner Schwester seien nothwendig, um die Dosis von Barbarei hinzuzufügen, welche in den Berichten Friedrichs fehle — sagt in seinem Cours de Littérature française II. 173: „Die besten Verse Friedrichs, oder vielmehr die einzigen guten unter so vielen abgeschmackten, die er gemacht hat, sind ihm entschlüpft in einer Nacht kriegerischer Bedrängniß, nach einer Niederlage und bei der Annäherung von vier feindlichen Heeren. Feldherr oder Dichter: es war die Gefahr,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

welche seinem Genius den Aufschwung gab. Friedrich sagt in einem Brief an Prinzessin Amelie vom September 1757: „So schlecht meine Verse sein mögen, so thun sie mir in meiner traurigen Lage die größten Dienste.“ Was er im Allgemeinen über die gute Wirkung der Wissenschaft und Kunst auf das menschliche Gemüth ausspricht im Discours de l'utilité des sciences et des arts dans un état, indem er sagt: „Man muß ein sehr grausames Herz haben, um das Menschengeschlecht der Tröstungen und der Hilfe berauben zu wollen, welche es aus den schönen Wissenschaften schöpfen kann gegen die Bitterkeiten, von denen das Leben erfüllt ist“, das war aus seiner eigenen mannigfachen Erfahrung gezogen. Wenn er — man vergleiche den Briefwechsel mit d'Argens — an Allem, selbst an dem Sieg der Vernunft verzweifelt, so sind sein einziger Trost die schönen Künste. Nach seiner schwersten Niederlage und nach dem Tode seiner geliebtesten Schwester, der Markgräfin von Baireuth, verfaßte er den Sermon sur le jour du jugement, um sich von seinen traurigen Gedanken zu zerstreuen und die Thatkraft und Heiterkeit seiner Seele wieder zu gewinnen. So hielt er es auch noch im höchsten Alter; wir haben einen Brief von ihm an Catt vom August 1778, worin es heißt: „Ich finde nur im Umgang mit den Musen Trost, um die Last des Lebens zu ertragen.“ Aehnlich hatte er im Juli 1775 an Voltaire geschrieben: „Ach, wie sind die schönen Wissenschaften der Gesellschaft so nützlich! sie geben Erholung von der Arbeit des Tages, sie zerstreuen auf angenehme Weise die politischen Dämpfe, die den Kopf einnehmen, sie heitern den Geist auf, sie unterhalten fast wie die Frauen, sie trösten die Betrübten, und sind endlich das einzige Vergnügen, welches denjenigen bleibt, die das Alter unter seine Last gebeugt hat, und welche sich glücklich finden, diesen Geschmack von Jugend auf sich angewöhnt zu haben.“ Nicht minder aus-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schließlich für sein eigenes Bedürfniß bestimmt, als seine Gedichte, war natürlich sein Briefwechsel, der einen so bebedeutenden Theil seiner literarischen Thätigkeit ausmacht und nach vielen Richtungen von bleibendem Werthe ist. Bei seinen eigentlichen philosophischen Werken hat er wohl am meisten auf eine Wirkung zu bestimmten, allerdings nicht zu den ihm von den Matinées unterschobenen Zwecken gedacht. Eine gewisse Mischung der Beweggründe finden wir, wie es im Wesen der Sache liegt, schließlich bei seinen Geschichtswerken. Neben dem Bekenntniß im Avant-propos zur Histoire de mon temps vom Jahr 1746, daß die Merkwürdigkeit seiner Zeit ihn zu ihrer Schilderung veranlasse, daß er in unparteiischer Weise bestrebt sei, die bezeichnenden Züge des Geistes seines Jahrhunderts hervorzuheben, und in dem Avant-propos zu den Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg, daß er wohl wisse, es gebe zu viele Bücher, aber Angesichts der Wahrnehmung, daß eine Geschichte des Hauses Brandenburg fehle, sei die Begeisterung auch über ihn gekommen, und auch er folge nur „der allgemeinen Seuche", neben diesen Bekenntnissen kommen auch Aeußerungen vor, daß seinen geschichtlichen Darstellungen auch noch eine weitere, über die blos künstlerische und schriftstellerische Aufgabe hinausliegende Absicht zu Grunde liege, nehmlich, die Herrscher und Feldherrn Preußen und und überhaupt die Menschen in einer bestimmten Richtung zu belehren, wohl auch seiner Handlungsweise zu rechtfertigen (Avant-propos zur Histoire de la guerre de sept ans.). Daß seine militärische Schriftstellerei durchaus unter den Gesichtspunkt der Belehrung fällt, versteht sich wohl von selbst.

Der Verfasser der Matinées erklärt das Dichten für eines Fürsten unwürdig und nur dann zulässig, wenn man nichts besseres zu thun weiß. Im Gegensatze dazu spricht Friedrich in der Éloge von Charles Etienne Jordan, dessen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Freund er eben wegen seiner Liebe zur Literatur war, im Allgemeinen von dem Standpunkte des Nutzens den Grundsatz aus: „Man sage durchaus nicht, daß die Pflege der Wissenschaften und Künste die Menschen untauglich zu den Geschäften mache.“ Vom Standpunkte der Würde der Wissenschaften und Künste gilt ihm der Grundsatz, den er in einem Brief an den Grafen Schaumburg-Lippe mit folgenden Worten darlegt: „Ich lebe der Ueberzeugung, daß die Wissenschaften und Künste in keiner Weise die Menschen von Geburt, welche sie pflegen, erniedrigen; es scheint mir im Gegentheil, daß sie ihnen einen neuen Glanz verleihen.“ Wenn dieser Grundsatz von Friedrich auf Menschen von hervorragender Stellung überhaupt ausgedehnt wird, so sagt er in der Éloge des General von Goltz dasselbe mit Beziehung auf die Feldherrn: „Das Studium der schönen Wissenschaften ist so nützlich für diejenigen, welche sich den Waffen widmen, daß die Mehrzahl der großen Feldherrn ihm ihre Musestunden gewidmet haben.“ Ueber die Stellung, welche die Staatsmänner zu den Wissenschaften und Künsten einnehmen müssen, heißt es im Épitre sur la necessité de remplir le vide de l'âme par l'étude vom April 1740: „Der weise Staatsmann zündet die Leuchte der Künste an, unterrichtet das blinde Volk und klärt es mit Vorsicht auf, und die Liebe zu den schönen Künsten und der Wahrheit schlägt die Regungen der Unbesonnenheit nieder. Er schließt, indem er in dem Bilde eines solchen Staatsmannes offenbar sich selbst wiederfindet, mit den Worten: „So habe ich zu Berlin und im Schatten des Stillschweigens meine Tage den Göttern der Wissenschaft geweiht.“ Schon im Antimachiavel, aber auch später noch oft, z. B. im Briefwechsel mit De la Motte Fouqué, preist er das Loos der Fürsten glücklich, welche mit Cicero denken (pro Archiá poéta 7.): Haec studia adolescentiam agunt, senectutem oblectant, secundas res ornant,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

advervis perfugium ac solacium praebent, delectant domi, non impediunt foris, pernoctant nobiscum, peregrinantur, rusticantur. Nach dem Antimachiavel ist ihm eben das sicherste Zeichen dafür, daß ein Land unter einer weisen und glücklichen Regierung steht, dieß, „wenn die schönen Künste an seinem Busen genährt werden.“ Statt der Wissenschaft und Kunst jene untergeordnete Bestimmung beizulegen, gleichsam als Lückenbüßer dann einzutreten, wenn nichts Besseres sich bietet, sah Friedrich vielmehr in denselben die Grundlage für alles vernünftige Handeln nach seinem Ausspruch im schon erwähnten Épitre sur la nécessité de remplir le vide de l'âme par l'étude: „Wir sind hienieden dazu geboren, zu handeln und zu denken; wenn du gut handeln willst, so lerne nachdenken. — Die unsterbliche Wissenschaft ist für den Menschen, der sie liebt, das allmächtige Werkzeug seines höchsten Glückes;“ oder, wie er in einem Brief an Voltaire vom Januar 1739 sich ausdrückt: „Der philosophische Geist stellt Grundsätze auf; diese sind die Quellen des Urtheils und die Ursache vernünftiger Handlungen.“ Auch ist bekannt, und die Mitwelt hat die Kunde davon mit nicht geringem Staunen empfangen, daß Friedrich oftmals unter Umständen, die alles Andere eher erwarten ließen, der Wissenschaft und Kunst seine Huldigungen darbrachte. Und er kann wohl manchmal auch darüber seufzen, daß ihm seine Regierungsgeschäfte die gewünschte Muße nicht lassen, z. B. in seinem Brief an Voltaire vom März 1749: „Tausend Pflichten, tausend Beschäftigungen ziehen mich ab. Ich bin ein auf das Staatsschiff gefesselter Galeerensklave. Oft wenn ich drei Verse gemacht habe, unterbricht man mich, meine Muse erkaltet und mein Geist erhebt sich nicht leicht wieder.“ Im Jahre 1742 war nach einem Briefe Voltaire's in Paris allgemein bekannt, daß Friedrich Verse und Musik mache am Tage, wenn er sich geschlagen. Eben derselbe schreibt im März 1759: „Es

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

scheint mir nach der Zeitangabe, daß Ew. Majestät sich unterhielten, diese Verse zu machen einige Tage vor unserm schönen Abenteuer von Roßbach. Gewiß waren Sie damals der Einzige in Deutschland, der Verse machte;" und im Juni 1775: „Sie machen Verse am Schlachttage; Sie greifen zur Flöte, wenn Ihre Tambours im Lager trommeln; Sie geruhen, mir entzückende Dinge zu schreiben, indem Sie Offiziere befördern."

Wenn in den Matinées behauptet wird, Friedrich habe, um seine Gedanken abfassen zu lassen, einige Schöngeister um sich, so ist dies eine offenbare Uebertreibung. Allerdings waren z. B. Thiébault und Generalmajor von Stille vom König beauftragt, seine Aufsätze durchzusehen, ehe er dieselben in der Akademie vorlesen ließ. Allein ihre Thätigkeit war eine sehr beschränkte, und bestand wesentlich in nichts Anderem, als darin, solche Unebenheiten wegzuräumen oder zu verbessern, welche wohl demjenigen entgehen können, der beim lebhaftesten Geiste und bei der mannigfaltigsten Thätigkeit sich einer fremden Sprache bedient. Die Gedanken, welche Friedrich in Schriften niedergelegt hat, die ihm Niemand durchsah, sind seines Geistes nicht weniger würdig. Der von den meisten sprachlichen Fehlern heimgesuchte Briefwechsel mit der Kurfürstin Marie Antonie von Sachsen ist trotzdem eines der schönsten Zeugnisse für seinen Genius und seine hohe Gesinnung, das er uns hinterlassen hat. Gewiß kann kein aufmerksamer Leser der Werke Friedrichs verkennen, daß nicht nur seine Art, sich auszudrücken, sondern auch seine Art zu denken, etwa seit dem Jahr 1736 mehr und mehr den Charakter größerer Gediegenheit und Reife erhält, und gewiß ist nicht zu leugnen, daß Männer, wie Voltaire und d'Alembert, hierauf von größtem Einfluß waren. Allein dieser Einfluß machte sich am Ende doch mehr nur mittelbar geltend und wir dürfen uns nicht verbergen, daß eben um diese Zeit auch die Blüthe von Fried-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

richs Geist selbst sich erst vollkommen entfaltet hat, und daß sich mehr und mehr die Früchte seiner durch eigenes Studium und nunmehr durch fortwährenden Verkehr mit großen Geistern genährten Bildung hervordrängen. Was den Kreis und die Tiefe der Gedanken betrifft, so stellt sich Friedrich ebenbürtig neben alle jene Schriftsteller, mit welchen er nähere Verbindungen einging und zum Mindesten wahrt er Jedem gegenüber mit großer Folgerichtigkeit seinen eigenen Standpunkt, als Philosoph z. B. im Briefwechsel mit d'Alembert, als Dichter in dem mit Voltaire. Dieser hatte ihm allerdings Anleitung zum Dichten in französischer Sprache gegeben, und ihm z. B. im Dezember 1737 eine Poetik überreicht, aber sein unmittelbarer Einfluß auf Friedrichs Schaffen selbst darf nicht allzu hoch angeschlagen werden. Es sind meist falsche Schreibarten und kleine Verstöße gegen die Rechtschreibung, auf was Voltaire als Beurtheiler von Friedrichs Erzeugnissen sein Auge richtet. Auch bittet ihn dieser mehrmals in sehr bezeichnender Weise „den strengen Grammatiker gegen ihn zu machen." Auf übersandte Gedichte schickt Voltaire gewöhnlich Bemerkungen, wie, daß man nicht sagen oder schreiben könne: des encens, tu condamne, la sagesse avait pourvue, j'ause (st. j'ose), opiniong, tres (st. traits), matein, daß nourricier, amitié dreisilbig seien, nicht viersilbig, daß carrière zweisilbig, nicht dreisilbig, und aient einsilbig sei, nicht zweisilbig und dergleichen. Wir legen freilich bei den Gedichten Friedrichs auf andere Dinge Gewicht, als der Franzose. Uebrigens hat auch dieser nach den Vorschlägen Friedrichs manchmal Etwas geändert; (derselbe empfahl ihm z. B., im ersten Aufzuge des Mahomet statt écraser des étincelles zu sagen: éteindre oder étouffer.) Dabei hat Voltaire selbst an Werken Friedrichs, denen er von Anfang an ganz fern gestanden war, die Formvollendung anerkannt. So erklärte er in Beziehung auf ein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

solches: „er werde seinen Meisel nicht an der Gruppe des farnesischen Herkules versuchen;" im Jahr 1738 sagt er über die Consideration sur l'État présent de l'Europe: „Es herrscht in diesem seines Verfassers würdigen Werke ein Stil, der Sie verräth," und er schreibt im März 1753 an Frau Denis: „Der König hat diese Flugschriften geschrieben und drucken lassen, um, wie ganz Berlin sagt, zu zeigen, daß er sehr gut schreiben kann ohne meine kleine Beihilfe." Friedrich beklagt sich sogar darüber, daß Voltaire Nichts an seinen Erzeugnissen zu tadeln habe, z. B. in einem Brief vom Februar 1749: „Ich hoffte, daß Sie Ihrem Brief eine Beurtheilung meiner Stücke beifügten; aber Voltaire zum Hofmann geworden weiß nur Lobsprüche zu ertheilen." Schon im Dezember 1737 hatte derselbe an Friedrich geschrieben: „Ich bemerke, indem ich alles das lese, was Sie mir zu schicken geruht haben, daß sich nicht ein einziger falscher Gedanke darin befindet."

Ueber das Verhältniß der Fürsten zu den Schriftstellern wird in den Matinées der Grundsatz aufgestellt, ein Despot und ehrgeiziger Fürst bedürfe der Schriftsteller, und müsse sie trotz ihrer Eitelkeit und Unverträglichkeit liebkosen und belohnen, weil man sich von ihnen loben lassen müsse. Der Nutzen dieses Verfahrens wird besonders an dem Beispiel d'Alembert's nachgewiesen. Was das Urtheil über den Charakter der Schriftsteller anbelangt, so stimmt dasselbe allerdings ungefähr mit dem überein, was Friedrich an mehreren Orten ausgesprochen hat, z. B. in einem Brief an Voltaire vom Jahr 1749, in der Éloge von Julien Offray de la Mettrie und in der vom Baron von Knobelsdorf. Die betreffenden Stellen lauten: „Ein Dichter, so schlecht er sein mag, ist ein Thier, das man schonen muß." — „Durch eine unglückliche Wirkung der menschlichen Unvollkommenheit ist eine gewisse niedrige Eifersucht eine der Beigaben der Schriftsteller geworden; dieser Rost setzt sich an

die Talente an, ohne sie zu zerstören; aber er schadet ihnen manchmal." „Der Wetteifer und die Mißgunst sind zwei ganz verschiedene Gefühle und man kann den Gelehrten und Künstler nicht genug empfehlen, sie um ihrer Ehre, ihrer Ruhe und des Besten der Gesellschaft willen aus einander zu halten." Und in den Discours sur les Libelles tadelt er die Sucht gewisser Schriftsteller, welche ihren Spott über die Regierungen ausgießen und kleine Fehler der Könige und Minister zu Verbrechen zu übertreiben pflegen. Sehr widerwärtige Erfahrungen hatten Friedrich wirklich ein Recht gegeben zu solchen Urtheilen und es mag nicht unpassend sein, aus Göthe's „Wahrheit und Dichtung" hier einen Satz anzuziehen: „Wir verziehen ihm übrigens seine Vorliebe für eine fremde Sprache, da wir ja die Genugthuung empfanden, daß ihm seine Französischen Poeten, Philosophen und Literatoren Verdruß zu machen fortfuhren und wiederholt erklärten, er sei nur als Eindringling anzusehen und zu behandeln."

Daß ein Fürst die Schriftsteller ehren müsse, hat Friedrich häufig ausgesprochen. Im Discours de l'utilité des sciences et des arts dans un état sagt er: „Alle aufgeklärten Fürsten haben Diejenigen beschützt, deren gelehrte Arbeiten den Menschengeist geehrt haben." Und die betreffenden Stellen der Matinées haben ganz den Anschein einer Verzerrung der Originalstelle im Antimachiavel: „Die Könige ehren die Menschheit, wenn sie Diejenigen auszeichnen und belohnen, welche derselben am meisten Ehre machen, und wenn sie jene überlegenen Geister ermuthigen, die es sich zur Aufgabe machen, unsere Kenntnisse zu vervollkommnen." Was nun das Bekenntniß betrifft, daß Friedrich liebe sich gelobt zu sehen, so sagt er allerdings in einem Brief an Graf von Schaumburg-Lippe vom Januar 1739: „Sich loben hören von einem Mann von Geschmack, von einem Kenner, von einem Freund, von dem man überzeugt ist, daß er über

Schmeichelei erhaben ist, das ist die schwerste Probe, welche die Eigenliebe auszuhalten hat." Ein solcher feiner Lobspender war etwa d'Alembert, dessen Name in den Matinées durch den Vorwurf der gemeinen Schmeichelei befleckt werden soll. Eine solche finden wir in seinem Briefwechsel mit Friedrich nirgends; vielmehr bewährt sich derselbe durchaus als der „natürliche und freimüthige Mann," als welchen ihn Friedrich der Herzogin von Sachsen-Gotha im Juli 1763 bezeichnet. Das höchste Lob, welches derselbe Friedrich ertheilt, finden wir in einem Brief vom August desselben Jahres; dort sagt er: „Ich möchte ganz Europa das erzählen, was ich an Ew. Majestät zu sehen das Glück gehabt habe, einen Fürsten erhaben über den Ruhm selbst, einen philosophischen und bescheidenen Helden, einen König, der Freundschaft würdig und fähig, mit einem Worte, einen wahrhaftigen Weisen auf dem Thron." Gegen die Schmeichelei, welche freilich oft und zudringlich an den Thron Friedrichs herankam, war derselbe von Jugend auf gewappnet und er hatte sie schon früh von jenem Lobe zu unterscheiden gelernt, auf welches die Handlungen wirklich ein Anrecht geben. So heißt es im Antimachiavel: „Bei den lasterhaften Fürsten ist die Schmeichelei ein tödliches Gift, welches die Saatkörner seiner Verderbniß vervielfältigt; bei den Fürsten von Verdienst ist die Schmeichelei wie ein Rost, welcher sich an ihren Ruhm ansetzt und seinen Glanz vermindert. Aber man unterscheide die Schmeichelei von dem Lobe! Trajan wurde zur Tugend ermuntert durch die Lobrede des Plinius; Tiberius wurde im Laster bestärkt durch die Schmeicheleien der Senatoren." Im März 1760 schreibt er an d'Argens: „Das Lob ist ein Nebel, der vor dem gesunden Menschenverstand sich zerstreut und davon fliegt." — „Aus Mitleid mit meiner Langweile erspart mir alles Lob und nehmt mich wie ich bin." In der Ode: La flatterie, welche er im Januar

1740 Voltaire übersandte, sagt er: „Ein politischer Schmeichler bedeckt mit der vorgespiegelten Süßigkeit einer ewigen Lobrede die Zurüstung eines verderblichen Giftes.“ — „Schmeichler, laßt eure Hinterlist, glaubt nicht, daß sie mich täusche; ich kenne eure feindlichen Geschosse.“ Wie gesagt, diese Ode hat Friedrich an Voltaire geschickt, allerdings begleitet von einem Brief, der selbst überfloß von Schmeichelei, in dem es z. B. heißt: „Ein einziger Voltaire wird Frankreich mehr Ehre machen, als tausend Schulfüchse, tausend verunglückte Schöngeister, und tausend große Männer von geringerem Rang. Ich behaupte, daß zwölf denkende und richtig denkende Weise in einer gegebenen Zeit nicht das Gleiche, wie Sie, leisten würden.“ Voltaire antwortet zwar hierauf: „Ich bitte nur um die einzige Gnade, meine Lobsprüche nicht als Schmeichelei zu nehmen.“ Allein weder Voltaire selbst noch Friedrich hören auf, sich ungemessene Lobsprüche zu sagen. In Voltaire's Briefen ist hierin noch mehr geleistet, als in denen Marie Antonies von Sachsen, und wenn wir auch der damals herrschenden Unsitte sehr viel zu gut halten, so ist es doch völlig unberechtigt, wenn die Matinées Voltaire (auf Kosten d'Alemberts) von dem Vorwurfe der Schmeichelei befreien wollen. Es bedarf, um dieß einzusehen, nur einer kleinen Blumenlese der schönen Worte, die derselbe Friedrich gibt. Dieser schreibt im April 1737: „Ich unterliege unter der Last solcher Lobsprüche“ und später: „Was leihen Sie für eine mächtige Hilfe meiner Eigenliebe! Wie soll man nicht auf der Hut sein gegen die Eitelkeit, zu welcher wir einen so natürlichen Hang haben!“ im Januar 1739: „Ich bitte Sie, stets mein Beurtheiler, und nicht mein Lobredner zu sein.“ Voltaire bediente ihn nehmlich mit Schmeichelreden, wie folgt: „Sie sprechen wie Trajan, Sie schreiben, wie Plinius,“ „Sokrates ist mir nichts; Friedrich ist es, den ich liebe;“ „ich sage: Ubi est Deus

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

meus?" er nennt ihn divus Fridericus, deliciae humani generis, Friedrich größer als Sokrates, großer, unnachahmlicher, anbetungswürdiger Fürst, Alexander, Salomon des Nordens, Trajan und Mäzen des Nordens, großer Apollo Deutschlands;" er sagt, Friedrichs wahre Ahnen seien Scipio Afrikanus, Cicero und Ovid, unter sein Bild habe er geschrieben Soli Principi.

Nicht minder unrichtig, als die Behauptung der Matinées, Voltaire habe nicht geschmeichelt, ist Alles, was über die Veranlassung der Entfernung Voltaire's und sein Verhältniß zu Maupertuis gesagt ist. Wir haben schon bei einem andern Anlaß Gelegenheit gehabt, zu erzählen, wie erbittert Friedrich über das Betragen Voltaire's zu jener Zeit war, als derselbe sich noch an seinem Hofe befand, wie er damals schon die Befürchtung aussprach, er werde denselben wegen seines gemeinen Charakters vor die Thüre setzen müssen. Jedenfalls ist der Beweggrund des Geizes für Voltaire's Entfernung auf das Unglücklichste gewählt. Abgesehen davon, daß die Befürchtung des Königs geradezu lächerlich ist, er werde nicht vermögen, Voltaire's Geldansprüche immer zu befriedigen, wird dem Könige offenbar die verkehrteste Handlungsweise von der Welt zugemuthet, da er in der Furcht vor der Habsucht eines Schriftstellers, der ihn die Entziehung eines Theils der Besoldung durch literarische Rache hätte entgelten lassen können, denselben ohne alle Entschädigung wegjagen soll. Voltaire und Maupertuis befanden sich gemäß der Eigenthümlichkeit ihrer Charaktere in einem natürlichen Gegensatz zu einander, der durch die Ränke des Ersteren und durch des Letztern etwas rauhes Wesen, unter dem selbst Friedrich manchmal zu leiden hatte, in's Unerträgliche sich steigerte. Indem der König zwischen Beide sich stellte, erging es ihm wie nicht selten den Vermittlern, daß er auf beiden Seiten in Verlust kam. Als der Streit in seiner ganzen Heftigkeit ausgebrochen war,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mußte er Partei nehmen, und er folgte ganz seiner innern Ueberzeugung, indem er dieß zu Gunsten von Maupertuis that. Schon im Februar 1751 hat er an seine Schwester von Baireuth geschrieben: „Ich ziehe es weit vor, mit Maupertuis zu leben, als mit Voltaire. Sein Charakter ist zuverlässig, und er hat mehr den Unterhaltungston, als der Dichter, welcher, wenn du darauf wohl Acht gehabt hast, beständig schulmeistert.“ Auch in der Lettre d'un académicien de Berlin à un académicien de Paris stellt er Maupertuis ein Zeugniß der Anerkennung aus und sagt: „Er hat beständig Uneigennützigkeit gezeigt.“ Im November 1759 fordert er Voltaire auf, den todten Maupertuis nicht noch mit seinem Haß zu verfolgen. Zehn Jahre später schreibt er an d'Alembert: „Voltaire wird mir nie vergeben, daß ich der Freund von Maupertuis gewesen bin: das ist ein unverzeihliches Verbrechen.“ An Voltaire selbst schreibt er noch im Juli 1775 über die ganze Sache Folgendes: „Der Maupertuis, den Sie noch hassen, hatte gute Eigenschaften; seine Seele war redlich, er hatte Talente und schöne Kenntnisse; er war rauh, ich gebe dieß zu, und das ist es, was euch entzweit hat. Ich weiß nicht, welcher unglückliche Umstand daran schuld ist, daß nie zwei Franzosen in fremden Ländern Freunde sind. Friedrich konnte schließlich nicht gesagt haben, er zahle den Schriftstellern ihre Besoldung auch in der schlimmsten Lage aus, weil sie sonst den Krieg verdammen; denn nachdem Voltaire schon lange vom König entfernt war, schreibt er in einem Brief um den andern über die Greuel des Krieges an Friedrich und beschwört diesen, das Schwert mit dem Szepter zu vertauschen.

Es war vorauszusehen, daß in einer Friedrichs Namen tragenden Schrift über Regierungsgrundsätze auch von dem Heere und von dem Verhältniß des Fürsten zu demselben die Rede sein werde. Hatte er sich doch schon vor der Abfassung

der Matinées in seinen militärischen Instruktionen als den Begründer einer neuen Schule und als den Hauptvertreter der militärischen Ideen seiner Zeit erwiesen und in sich auf merkwürdige Weise die Eigenschaften des gelehrten Theoretikers und des erfahrenen Heerführers vereinigt, man kann sagen die Reiterei in Preußen neugeschaffen, und das Fußvolk vollständig umgeschaffen! Hatte er doch erst kurz vorher noch wiederholt, daß das Heer „das hauptsächlichste Werkzeug des Ruhms und der Erhaltung der Staaten sei!" Schon in seinem Antimachiavel heißt es: „In unsern Tagen tragen die zahlreichen Truppen und die mächtigen Heere, welche von den Fürsten im Frieden wie im Kriege auf den Beinen erhalten werden, zur Sicherheit der Staaten bei; sie halten den Ehrgeiz der benachbarten Fürsten im Zaum, sie sind die nackten Degen, welche diejenigen der andern in der Scheide halten!" Insbesondere war in seinen Augen für Preußen ein starkes und stets schlagfertiges Heer eine unumgängliche Nothwendigkeit. „Wenn man jemals," schreibt er im Mai 1737 an Prinz Heinrich, „das Heer vernachlässigte, so wäre es um dieses Land geschehen." In dieser Ueberzeugung hat er den reichen Schatz seiner Erfahrungen und Anschauungen niedergelegt in einer Menge von kriegswissenschaftlichen Schriften, die nicht nur für die nächste Zukunft vom größten Werthe waren, sondern auch noch heutzutage einen höchst ehrenvollen Platz in den Kriegswissenschaften einnehmen. Auf Friedrich als Theoretiker in militärischen Dingen kann es also nicht wohl bezogen werden, wenn in den Matinées gesagt wird, er habe nach seiner Thronbesteigung nur geschienen, Soldat zu sein. Daß er aber Feldherr nicht bloß zum Schein gewesen sei, daß er die schlesischen Kriege und den siebenjährigen Krieg nicht bloß des Scheines wegen geführt habe, darüber uns zu verbreiten, wird man gern erlassen. Indem wir uns daher sogleich zu der nähern Ausführung der Matinées wenden und auch das,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

was in der fünften Morgenstunde über diesen Gegenstand gesagt ist, hierherziehen, sind wir nach dem Bisherigen wohl darauf vorbereitet, zu vernehmen, daß die ganze Art, wie Friedrich mit seinem Heere verkehrt, auf nichts Anderes angelegt sei, als sich selbst in ein günstiges Licht (hier in das großen Gedächtnisses und großer Nachdenksamkeit) zu setzen, daß ferner Alles, was er mit seinem Heere vornimmt, nur darauf berechnet sei, der Welt einen hohen, durch die wirklichen Zustände nicht berechtigten Begriff von demselben beizubringen. Das Heer soll nach den Matinées in der Täuschung erhalten werden, als ob der König ihm innige Theilnahme schenke, und als ob er sogar seinetwegen sich große Entbehrungen auferlege. Damit möge man die Art vergleichen, wie Friedrich seines Heeres gedenkt in seinem für den Thronfolger geheim aufbewahrten letzten Willen. Es heißt dort: „Ich empfehle meinem Thronerben mit aller Wärme der Zuneigung, deren ich fähig bin, die braven Offiziere, welche unter meiner Anführung den Krieg mitgemacht haben. Ich bitte ihn, auch besonders für diejenigen Offiziere Sorge zu tragen, die in meinem Gefolge gewesen sind, daß er Keinen derselben verabschiede, daß Keiner von ihnen mit Krankheit beladen, im Elend umkomme. Er wird geschickte Kriegsmänner und überhaupt Leute an ihnen finden, welche Beweise von ihren Einsichten, ihrer Tapferkeit, Ergebenheit und Treue abgelegt haben.“ Im weiteren Verlauf macht er den einzelnen gemeinen Soldaten Geldgeschenke und in seinen Schlußworten heißt es unter Anderem: „Möchte mein Reich durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhme strebt, der am tapfersten vertheidigte Staat sein!“ Daß er Zeitlebens für sein Heer keine noch so mühevolle Anstrengung scheute, jeden angenehmen Genuß freudig aufopferte, die wachsamste Sorgfalt und unausgesetzte Geduld bewies, ist bekannt. Hat er doch seine eigenen Brüder nicht geschont, wenn sie

ihm hier in ihrer Pflicht nicht zu genügen schienen! Man erinnere sich an das über Prinz Heinrich oben Erwähnte! An Prinz Wilhelm schrieb er im April 1750: „Ich habe alle schicklichen Rücksichten für dich; es ist nur der Artikel des Militärs, der zu wichtig ist, als daß ich hier Schonung für irgend Jemand eintreten lassen könnte."

Während bis jetzt wohl allgemein der Glaube war, daß für Friedrich das Kriegswesen keine Spielerei gewesen sei, daß er vielmehr im Gegensatz zu seinem Vater erkannt habe, die höchste Vollkommenheit im kleinen Dienste vermehre nicht gerade die Brauchbarkeit des Soldaten, sondern diene wesentlich dazu, ihm seinen Dienst zu verleiden, hat er eben darin nach den Matinées die Hauptsache gefunden und Alles darauf angelegt, durch wiederholte, bis ins Einzelnste und Kleinlichste gehende Uebungen seinen Soldaten selbst und dem Ausland den Glauben an die Ueberlegenheit des preußischen Heeres beizubringen. Es ist nun allerdings richtig, daß man in Rußland, Frankreich und den andern Ländern den Stein der Weisen gefunden zu haben glaubte, wenn man den König nachahmte, „wie er sich räusperte und wie er spuckte"; aber es ist nicht außer Acht zu lassen, daß wenn er seines Vaters Beispiel gefolgt wäre, und nicht durch lange und ernste Kriege die wirkliche Ueberlegenheit seiner Truppen dargethan hätte, es keinem Menschen eingefallen wäre, wegen bloßer Uebungen an diese Ueberlegenheit zu glauben. Der Glaube an dieselbe und jene Nachäfferei war nur die Folge der großartigen Leistungen des preußischen Heeres, und Göthe erzählt in „Wahrheit und Dichtung" ganz der Sache gemäß: „Friedrichs Uebergewicht in Allem offenbarte sich am stärksten, als in der französischen Armee das preußische Exercitium und sogar der preußische Stock eingeführt werden sollte." Wenn übrigens Friedrich zur Belehrung für die Herrscher und Feldherrn Preußens seine militärischen Erfahrungen niederschreibt, so bemerkt er,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wie in der Histoire de sept ans, ganz im Gegensatz zu den Matinées, daß man ihn ja nicht sklavisch nachahmen solle. In den Generalprincipia vom Kriege setzt Friedrich die ganze militärische Tugend in drei Dinge: „Ordnung, Gehorsam, Tapferkeit. Am 12. Juni 1742 erklärte er in einem Brief: „Nichts übertrifft dieses Heer an Tapferkeit, an Kraft, an Ausdauer in der Arbeit und in allen den Stücken, welche die Truppen unüberwindlich machen.“ Wohl werth hier angezogen zu werden ist eine Stelle aus einem Brief d'Alembert's an Friedrich vom 17. Mai 1773: „Ich erinnere mich, daß ein Soldat, nachdem er das Heer Alexanders des Großen hatte Uebungen machen sehen, zu Alexander sagte: „Ich habe die Räder gesehen und die Triebfeder, aber die Kunst, sie in Bewegung zu setzen, ist ein Geheimniß, zu dem das Genie allein den Schlüssel hat.“ Nach den Matinées sorgt Friedrich für die Tüchtigkeit der Offiziere im Heere dadurch, daß er sich vor den Musterungen einige Namen derselben merkt, Einzelne dann mit Namen anredet und ihnen dadurch einen hohen Begriff von seinem Gedächtniß und Wissen beibringt, sie für gelungene Uebungen durch eine Einladung an seinen Tisch ehrt, im andern Fall sie von demselben ausschließt. Friedrich aber scheint kaum an eine große Wirksamkeit solcher Mittel geglaubt zu haben, denn er schreibt an De la Motte Fouqué im April 1764: „Was die Offiziere betrifft, so ist auf diese meine größte Aufmerksamkeit gerichtet, daß sie in der Folge wachsam werden im Dienste und daß sie ihr Urtheil ausbilden; ich lasse sie im Befestigungswesen unterrichten, und mit diesem versucht man sie zu nöthigen, über Alles nachzudenken, was sie zu thun haben.“ Er gab den Offizieren selbst Anweisungen, erbaute Schulen für Kriegszöglinge, wählte die Lehrer dafür aus, belohnte die Verdienste der höhern Feldherrn besonders durch großes Vertrauen, ehrte öffentlich die Leistungen der niedrigeren Offiziere, bemerkte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und behielt in seinem treuen Gedächtniß jeden Beweis von Einsicht, Muth, Ueberlegung und Entschlossenheit derselben. Den Unteroffizieren zeigte er bei jeder Gelegenheit Achtung und Vertrauen und hob diesen Stand überhaupt im Heer, weil er dessen Kraft zu einem nicht geringen Theil eben auf demselben beruhen sah. Er schreibt im Mai 1767 über diesen Gegenstand an Prinz Heinrich: „Der letzte Krieg hatte die Truppen zu Grunde gerichtet und die Mannszucht aufgehoben. Ich habe es als meine Pflicht angesehen, dem einen und dem andern Uebelstand abzuhelfen. In drei Jahren wird das Heer den Charakter der Tüchtigkeit wieder gewonnen haben, den es einst hatte; und diese Zeit wird angewendet werden, um die Offiziere und Unteroffiziere zu Edelleuten wohl auszubilden, deren Gattung selten geworden ist." Dabei wurde der gemeine Mann keineswegs vergessen, und die Matinées haben allerdings Recht, wenn sie Friedrich die größte Sorgfalt für denselben zuschreiben. Durch genügende Kleidung und Kost, durch Aufhebung vieler unnützer Quälereien suchte man ihm seinen Stand angenehmer zu machen, dabei ihm auf jede Weise Achtung vor seinem Beruf und ein stolzes Selbstvertrauen einzuflößen, durch Herablassung und Theilnahme seine Anhänglichkeit zu gewinnen. Namentlich nach dem siebenjährigen Krieg war Friedrich auf's Eifrigste bedacht, den Stand des gemeinen Soldaten emporzubringen und schon im April 1764 konnte er Fouqué gegenüber die Hoffnung aussprechen, der gemeine Soldat werde im nächsten Jahre wieder so tüchtig sein, als vor dem Kriege.

Indem der Verfasser der Matinées unterläßt, von Friedrichs Thätigkeit zu sprechen, welche die mannigfaltigste Ausbildung des Heers, die Einschulung des Fußvolks in allen Kriegsübungen, die Verbesserung der Reiterei, die Vermehrung der Artillerie, die Anlegung, Ausbesserung und Verstärkung von Festungen und Kasernen, die Bewaffnung, das Lager- und Re-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

montewesen, die Anlegung von allen erdenklichen Waffen- und Lebensmittel-Vorräthen umfaßte, verräth er eine vollständige Unkenntniß der Dinge, denen Friedrich seine Kraft und Aufmerksamkeit vor andern zuwandte. Ganz unglaubliche Irrthümer aber läßt er sich zu Schulden kommen, in allem dem, was er über die geschichtliche Entwicklung des Heeres Friedrich erzählt. Hier müssen wir Ranke's Bemerkungen anführen, die derselbe in der Berliner allgemeinen Zeitung vom 3. Febr. 1863 mitgetheilt hat: „Der angebliche Friedrich sagt, daß als er zur Macht gelangt sei, sein Erstes gewesen sei, in seines Vaters Schatz zu sehen, den er sehr reich gefunden habe. Er habe berechnet, daß er seine Armee kraft der Mittel seines Schatzes verdoppeln könne. Er habe dieß gethan und seine Truppen mit der größten Sorgfalt jedes Jahr zur Bewunderung von ganz Europa geübt. Denn da er gesehen, daß seine Truppen jede andere Armee überträfen und das größte Selbstvertrauen besäßen, habe er die Ansprüche, die er erheben konnte, untersucht und die Eroberung Schlesiens beschlossen. Nun ist aber allgemein bekannt, daß Friedrich kaum ein halbes Jahr auf dem Thron saß, als er Schlesien angriff und eroberte. Es ist wahr, daß er vorher das von seinem Vater unterhaltene Riesenregiment auflöste und mit dem so ersparten Geld und den übrigen Ersparnissen aus der Generalkriegskasse die Armee um einige Bataillone vermehrte. Aber wie weit ist dieß entfernt von Verdopplung der Armee, von mehrjähriger Einübung derselben und vor allem dem übrigen Unsinn, den Friedrich in der kleinen Abhandlung geschrieben haben soll. Um zu glauben, daß er das Werklein geschrieben habe, muß man annehmen, er sei zuweilen nicht bei Sinnen gewesen." Die Hoffnung, die Ranke am Schlusse ausspricht, wenn Herr Acton nur auf diese Seite seine Aufmerksamkeit richte, so werde er seiner Meinung beitreten, ist allerdings nicht erfüllt worden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Vollständigkeit halber mögen hier noch einige Zahlenangaben folgen. Nach der Introduction der Histoire de mon temps beliefen sich beim Tode Friedrich Wilhelms die Staatseinkünfte auf 7,400,000 Thaler, und der König hatte Erspartes hinterlassen 8,700,000 Thaler. Der damalige Stand des Heeres war nach Friedrichs übereinstimmenden Angaben in der Histoire de mon temps und in den Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg 66,000 Mann. Im Juni 1740 schreibt der König: „Ich habe sogleich begonnen, die Streitkräfte des Staats um 16 Bataillone, 5 Schwadronen Husaren und eine Schwadron gardes des corps zu vermehren." In der Abhandlung Du militaire gibt er an, der Stand des Heeres sei 72,000 Mann, im Anfang der Histoire de mon temps spricht er von 76,000; aus einem amtlichen Bericht des General von Massow, der am 10. Januar 1748 an den König gerichtet wurde, geht hervor, daß das Heer sich damals auf etwas mehr als 83,000 Mann belief. Um das Jahr 1768 war der Friedensstand 161,000, 1774: 180,000 und der Kriegsstand vermuthlich 218,000 Mann.

Noch sind einige weitere Einzelheiten der „besondern Staatskunst" nachzutragen. Es ist gewiß nur sehr folgerichtig, daß der Verfasser der Matinées, der schon in der ersten Morgenstunde dem Kapitel der Kleidung so viel Berücksichtigung hatte zu Theil werden lassen, auch in seiner „besondern Staatskunst" an einem so wichtigen Gegenstand nicht vorüber ging. Auch hier hat sein Scharfsinn tiefere Beweggründe entdeckt und enthüllt, als die Zeitgenossen Friedrichs, welche dessen einfache Kleidung seiner Verachtung äußerlicher Dinge und einem gewissen Hang zum Sichgehenlassen, ja sogar zur Unreinlichkeit zuschrieben. Friedrich soll nehmlich alte, unordentliche Kleider (freilich nur als Hülle unter einem bessern Anzug, was sehr bequem gewesen sein mußte!), um

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

alle seine Unterthanen, und zwar die Uniform getragen haben, um insbesondere seine Soldaten durch den Schein der Achtung vor ihnen zu täuschen. Damit ist freilich in der Méneval'schen und Rotter'schen Handschrift, wie schon hervorgehoben wurde, seltsamer Weise noch ein anständiger Beweggrund, der aus der Abneigung gegen unnützen Putz und Verschwendung floß, und ein Lob Friedrich Wilhelms vermischt, daß derselbe aus Sparsamkeit blau zum Galakleide nahm. In seinem Aufsatz Des Moeurs, des Coutumes, de l'Industrie, des Progrès de l'Esprit Humain dans les Arts et dans les Sciences kommt Friedrich seiner Aufgabe gemäß auch auf die Kleidung zu sprechen und berichtet, daß unter Friedrich Wilhelm Niemand mehr, als drei Ellen, an seinem Kleide gehabt habe. Friedrich Wilhelm hatte zur Einführung dieser einfachen blauen Uniform als ständiger Kleidung verschiedene, besonders aber drei Gründe. Erstlich wollte er, daß im Heere jeder Unterschied, namentlich aber der zwischen Arm und Reich aufhöre und nur der Rang im Dienste Etwas gelte. Sodann fand er im Bedürfniß des Heeres ein wesentliches Mittel, der Tuchmanufaktur, die er sehr begünstigte, einen guten Markt zu verschaffen. Seine „blauen Kinder" mußten sich stets sauber tragen und eine doppelte Kleidung haben. Er hat seinen Zweck auch ziemlich erreicht, denn die blauen Berliner Tuche erwarben sich rasch europäischen Ruf und Absatz. Drittens wollte er seine Offiziere von unnöthigen Ausgaben abhalten. Friedrich Wilhelm trug seit 1725 beständig die Uniform (Ranke, 9 Bücher preußischer Geschichte, 1. Band). In einer Anmerkung zu Mauvillon's Vie de Frederic Guillaume heißt es: Erst gegen das Jahr 1725 hat er durchaus die Uniform angenommen. Er that dieß, um seine höhern Offiziere daran zu gewöhnen. Denn bis zu dieser Zeit hatten alle, die höhern und niedrigern Offiziere, außer dem Dienst Kleider von allen Farben, gestickt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und betreßt, getragen, wie es Jeder genehm fand. Es gab Viele dergleichen, welche dieß in Noth brachte, und welche Schulden machten, um nicht geringer, als die Andern, zu erscheinen.

Wenn, um noch dieses nachzutragen, der Verfasser der Matinées den König dadurch nach Leutseligkeit streben läßt, daß derselbe Jedermann erlaubt, sich unmittelbar schriftlich oder mündlich an ihn zu wenden, so ist so viel richtig, daß der Zugang zum König, besonders wenn derselbe auf seinen Rundreisen begriffen war, Jedermann zustand; denn der König pflegte zu sagen: „Die armen Leute haben zwar sehr oft Unrecht; aber ich muß sie doch anhören; dazu bin ich da.“ Anders verhält es sich mit den schriftlichen Eingaben an ihn. Man durfte sich mit seinem Gesuch nicht unmittelbar an den König wenden, sondern dasselbe mußte zuerst der betreffenden Behörde übergeben werden, die dann ihren Bescheid nebst der Vorstellung dem König unterbreitete. Die Kabinetsräthe trugen die Sache demselben vor und bemerkten seine Antwort mit kurzen Worten auf der Eingabe. Sodann unterzeichnete der König, aber nicht wie in den Matinées, mit Frederic, sondern Federic, und in seiner Gegenwart erfolgte die Untersieglung mit dem Kabinetssiegel. Die kurzen Antworten des Königs, die übrigens meist hinreichend motivirt wurden, waren in der Menge seiner Geschäfte, nicht, wie in den Matinées behauptet wird, in irgend einer heuchlerischen Nebenansicht begründet. Der König liebte überhaupt die möglichste Kürze, und es ist bekannt, daß er auch von seinen obersten Behörden nicht gern einen Bericht entgegennahm, welcher über eine Folioseite lang war.

Die fünfte Morgenstunde ist in drei Grundsätze eingetheilt, von denen der erste handelt von der Selbsterhaltung und Vergrößerung des Staates. Nach der schon besprochenen Ausführung über das Heer und die Geldmittel Preußens, sowie über die Umstände bei der Weg-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nahme Schlesiens, wird die Mahnung gegeben, keine Gelegenheit, sich mit Gewalt zu vergrößern, vorübergehen zu lassen; denn man könne, wie Ludwigs XIV. und Friedrichs Beispiel zeige, dabei nicht verlieren, und das Gleichgewicht Europas sei eine Redensart. Allerdings konnte man, besonders im Ausland, unter dem Eindruck der jüngsten Vergangenheit, von Friedrich die Ansicht haben, er sei ein Eroberer, welcher ohne Zweifel durch den Erfolg seines Unternehmens gegen Schlesien sich noch zu mehrern kühnen Wagnissen werde hinreißen lassen. Allein diese Ansicht, aus der offenbar die Bemerkungen der Matinées fließen, ist denn doch durch die Geschichte, insbesondere durch die dem siebenjährigen Krieg folgenden 23 Friedensjahre, hinreichend widerlegt worden. Und die Billigkeit dürfte fordern, statt fortwährend auf jene Aeußerung Friedrichs über seine Beweggründe zum schlesischen Krieg allen Nachdruck zu legen, jene hundertfältigen Aussprüche nicht außer Acht zu lassen, in welchen Friedrich seine bittere Unlust am Kriege, seine Reue über die Kühnheit seines Unternehmens, seine Sehnsucht, selbst Frieden zu haben, im Frieden das Glück seiner Unterthanen zu begründen und im Umgang mit gleichgesinnten Freunden den Musen zu leben, und schließlich seine Freude über den hergestellten Frieden offenbart. Er war eigentlich nur in seinem ersten Krieg Angreifer und Eroberer gewesen; von seinem zweiten Krieg an kehrt er stets ohne Vergrößerung in den Friedensstand zurück. Es ist sehr bezeichnend, daß er am Schlusse seiner Histoire de sept ans den lebhaften Wunsch ausspricht, die Könige Preußens möchten nicht mehr in die Lage versetzt werden, mit gewaltsamen Mitteln den Bestand ihres Reiches schützen zu müssen. Durchaus unwahrscheinlich ist daher, daß er trotz der lebhaften Erinnerung an die kaum überstandenen Gefahren, die er nur durch seine unerschöpfliche Fruchtbarkeit an stets neuen Rettungsmitteln zu bewältigen ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mochte, seinem Nachfolger habe einreden wollen, man wage nicht zu viel, wenn man bei jeder Gelegenheit über seine Nachbarn herfalle. Wie lange hatte er selbst vor dem siebenjährigen Krieg vorsichtig zugewartet, obwohl er Jahre hindurch von den Plänen seiner Gegner unterrichtet war, bis ihn endlich die Selbsterhaltung zum Kriege nöthigte.

Von dem Werth des Gleichgewichts der Mächte in Europa dachte er keineswegs so gering, wie es in den Matinées dargestellt ist. Schon im Antimachiavel hatte er sich mit dieser Frage beschäftigt und im Chapitre XVI. sich so darüber geäußert: „Die Ruhe Europas gründet sich hauptsächlich auf die Aufrechterhaltung jenes weisen Gleichgewichtes, durch welches die überlegene Macht eines Königreichs im Gleichgewicht erhalten wird durch die vereinigte Macht einiger anderer Herrscher. Wenn dieses Gleichgewicht zum Wanken käme, so wäre zu fürchten, daß eine allgemeine Umwälzung hereinbräche, und daß ein neues Königreich sich errichtete auf den Trümmern der Fürsten, welche ihre Uneinigkeit zu schwach machte." Wenn Herr Acton die in unserer Morgenstunde ausgesprochene Ansicht über das Gleichgewicht der Staaten wirklich für die Friedrichs hält und beifügt, derselbe habe über dieses Gleichgewicht gesprochen mit der Sachkenntniß, die der Mann, der dasselbe umstürzte, darüber gehabt haben müsse, so übersieht er die ganze Wirksamkeit Friedrichs während der zweiten Hälfte seiner Regierung, die wesentlich darauf gerichtet war, das allerdings auf zum Theil neuen Grundlagen errichtete Gleichgewicht mit Aufbietung aller Kräfte zu erhalten. Im Jahr 1770 ließ sich Friedrich in seinem Examen de l'essai sur les préjugés darüber also vernehmen: „Die Erhaltung eines Fürsten nöthigt ihn, mit den Waffen das Gleichgewicht der Gewalt unter den Mächten Europas aufrecht zu erhalten."

Der schon in der ersten Morgenstunde ausgesprochene

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Grundsatz, daß „man, was Königreiche betrifft, nimmt, wenn man kann," der in der vierten Morgenstunde als die Ermahnung wieder auftauchte, „den Nachbar zu berauben, weil dieß ihm die Mittel nehmen heißt, uns zu schaden," ist hier in den verschiedensten Wendungen wieder vorgebracht und zugespitzt in den Satz, es sei eine schlechte Politik, nicht stets auf Vergrößerung, wenn auch durch gefährliche Kriege, zu denken. Diesem gegenüber heißt es im Exposé du gouvernement prussien: „Wenn der Staat nicht reich ist (dieß geht offenbar gerade auf Preußen), so muß man sich vor Allem in Acht nehmen, sich in Kriege zu mengen, wo Nichts zu gewinnen ist, weil man sich mit reinem Verluste erschöpft und weil man, wenn dann eine gute Gelegenheit käme, dieselbe nicht benützen könnte." Uebrigens hat Friedrich im Briefwechsel mit der Kurfürstin Marie Antonie von Sachsen die Aufgabe der Staatsmänner und Herrscher ganz im entgegengesetzten Sinne bestimmt, als in den Matinées geschieht. Er schreibt im Mai 1765: „Meine Neffen werden sich zu vertheidigen wissen; aber sie werden es nie verstehen, ungerecht anzugreifen; dieß sind zum Wenigsten die Grundsätze, welche man ihnen einzuflößen versucht, übereinstimmend mit den Gedanken des Hugo Grotius und der gelehrtesten Rechtsverständigen, welche über das öffentliche Recht geschrieben haben"; im März 1766: „Der Beruf der Fürsten macht sie zu den ersten Behörden des Volks und ihre wesentliche Pflicht ist, so viel an ihnen ist, den Vortheil dieses Volkes aufrecht zu erhalten (d. h. die Sicherheit des Eigenthums, welche das erste Recht jedes Bürgers ist), dann dasselbe zu schützen gegen die Unternehmungen der Nachbarn, welche ihm zu schaden versuchen, und endlich es zu vertheidigen gegen die Macht und den Uebermuth seiner Feinde."

Was schließlich in der Reutlinger Ausgabe über die Nothwendigkeit einer preußischen Seemacht gesagt ist, wider-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

spricht vollkommen den Ansichten Friedrichs. Derselbe hat nie die Vorschläge zur Errichtung einer Seemacht, noch zur Erwerbung von Ansiedlungen in fremden Erdtheilen genehmigt. Er sagt in seiner Combinaison du total du gouvernement: „Ich glaube durchaus nicht, daß man sich in diesem Lande je überreden lassen solle, eine Kriegsmacht zur See zu bilden; man kann es doch den großen Seemächten nicht gleich thun, und so wären alle Ausgaben unnütz."

Im zweiten Grundsatz ist wieder die Rede von dem Verhalten Friedrichs in Abschließung von Bündnissen, worüber wir oben schon gesprochen haben. Sodann kommt hier und in dem dritten Grundsatz die Rede auf das Gesandtschaftswesen. Nach den Matinées muß man solche Gesandte haben, die ihr Spürtalent auch an den Taschen der Könige auszuüben sich entschließen können. Es ist Thatsache, daß Friedrich dem Gesandtschaftswesen ungemeine Sorgfalt zuwandte, „man muß, sagt er im Essai sur les formes de gouvernement: „bei seinen Nachbarn offene Augen und Ohren haben, die getreu berichten, was sie gesehen und gehört haben;" und daß er von seinen Gesandten besser bedient war, als die andern Herrscher seiner Zeit und die spätern Könige Preußens, ist bekannt. Das Letztere rührte aber nicht davon her, daß er Gesandte hatte, die, wie die kindische Bemerkung der Matinées lautet, die Fähigkeiten besaßen, sich in allgemeinen und doppelsinnigen Redensarten auszudrücken, sondern daß er ein scharfes Auge fortwährend auf ihre Thätigkeit gerichtet und strengstens darauf hielt, daß sie ihm regelmäßige und ausführliche Berichte in den kürzesten Zeiträumen einschickten. „Politische Aerzte und Schlossermeister", wie es in den Matinées heißt, brauchten sie deßwegen noch nicht zu sein, wenn wir auch keineswegs für die Sittlichkeit der Mittel eintreten wollen, die Friedrich z. B. in Dresden und durch General Winterfeld auch an andern Höfen anwenden ließ,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

um die Geheimnisse seiner Gegner zu erfahren. Dagegen haben die Matinées darin vollständig Recht, daß Friedrich weniger von dem Aufputz des Wagens eines Gesandten, als von der Art, wie er fremden Mächten gegenüber auftrat, sich Wirkung versprach. Es ist bekannt, daß er seinem Vertreter am englischen Hof, der sich über die Kärglichkeit seiner Besoldung beklagte, die ihm nicht erlaube, Glanz zu entfalten, sagte: „Sprechen Sie mit meinem Bruder von England, wie wenn ich Ihnen mit ein paarmal hunderttausend Kriegern über die Schulter sähe.“ Unrichtig ist aber die Behauptung der Matinées, daß er die Botschafter (ambassadeurs) überall durch Gesandte (envoyés) ersetzte. Er erklärt sich in einem Brief an seinen Bruder Heinrich vom Dezember 1768 darüber so: „Die Gewohnheit ist dem nicht entgegen, daß man in andern Ländern Residenten oder Handelskonsuln hat, aber was die Gesandten betrifft, so verwendet man sie nur wechselseitig.“ Schließlich ist allerdings richtig, daß er, wie es in den Matinées heißt, glaubte, man müsse bei gewissen Gelegenheiten Pracht entfalten. Namentlich that er dieß bei der türkischen Gesandtschaft gegen Ende des Jahres 1763. Die Erzählung davon haben wir von Friedrichs Hand selbst und geben sie hier, um sie dem Bericht in der Reutlinger Ausgabe als Korrektiv zur Seite zu stellen. Friedrich schreibt an Prinz Heinrich am 3. November 1763: „Der Mamamuchi ist angekommen, was ganz Berlin in Aufruhr setzt. Dieß nöthigt mir eine Zeremonie auf, der ich gern entgehen möchte, wenn dieß von mir abhinge, um so mehr, da sie sehr kostspielig ist;“ am 14. November: „Am 20. wird der Mamamuchi seine Audienz haben —“ (in der That fand dieselbe am 21. statt); „man muß ein absonderliches Zeremoniel mit diesen Türken beobachten, das mir mißfällt und mich sehr belästigt; aber man muß es durchmachen, und ich werde mich darüber trösten können, wenn dieß uns zu einem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

guten Vertheidigungsbündniß führt mit diesen Herren Beschnittenen. — Was mich betrifft, so zahle ich die Geigen der ganzen Geschichte; es kostet mich 7000 Thaler monatlich;" am 4. Dezember aus Potsdam: „Der Effendi kehrt heute nach Berlin zurück, und ich glaube jetzt sicher zu sein, daß dieses Bündniß, an dem ich seit 10 Jahren gearbeitet habe, sich abschließen wird. Das ist eines der besten Erbstücke, das ich meinen Neffen hinterlassen kann und das nach menschlicher Voraussicht dazu dienen wird, unsern Feinden und Neidern Achtung vor den Verträgen einzuflößen, die sie mit uns abgeschlossen haben;" am 12. Dezember: „Was mich betrifft, so ist das Beste an der Sache nach meiner Ansicht das Bündniß; denn bei der Gesandtschaft habe ich die Rolle des Harlekin; ich ziehe mich aus der Sache nur, indem ich zahle" (Anspielung auf eine Stelle im Malade imaginaire von Molière).

Im dritten Grundsatz wird die Vorschrift gegeben, den Nachbarn Furcht einzujagen dadurch, daß man sich mächtiger stellt, als man ist, dadurch ferner, daß man sich den eigenen Unterthanen als ein gefährliches Wesen zeigt, das alle Rücksichten auf das eigene Land hintansetzend nur darauf ausgeht, eine Rolle bei der Nachwelt zu spielen. Die letztere Bemerkung steht in schroffem Widerspruch zu der Gesinnung, die Friedrich in einem Brief an Frau von Camas vom Oktober 1745 darlegt: indem er sagt, er freue sich über einen Sieg bloß wegen des Vortheils, den der Staat davon habe; er werde keinen Soldaten verwunden lassen aus Eitelkeit oder um falschen Ruhm zu erwerben. Die Vermuthung bietet sich von selbst dar, daß jene Sätze der Matinées derselben Anschauung entstammen, welche in Friedrich nur einen Eroberer sah, und welche am kräftigsten durch die spätere Geschichte Friedrichs selbst widerlegt worden ist. Derselbe hat, wie zum Theil schon mehrfach ausgeführt worden ist, auch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

an vielen Stellen seiner Schriften die politische Aufgabe Preußens ganz anders und jedenfalls richtiger aufgefaßt und dargestellt. Im Avant-propos 1775 zur Histoire de mon temps sagt er: „Kleine Staaten können sich großen gegenüber halten, wenn sie Industrie und viel Ordnung in ihren Angelegenheiten haben.“ In der Combinaison du total du gouvernement zeigt er seinen staatsmännischen Scharfblick in folgender Betrachtung: „Die großen Reiche gehen ihren Gang trotz der Mißbräuche und erhalten sich durch ihr Schwergewicht und durch ihre ihnen inwohnende Kraft; kleine Staaten sind rasch zu Boden geworfen, wenn an ihnen nicht Alles Kraft, Nerv und Leben ist.“ Zum Schlusse fügen wir noch seine Worte aus dem Chapitre XXV. des Antimachiavel bei: „Ich ziehe den Schluß, daß ein Volk in großer Gefahr ist mit einem kühnen Fürsten, daß dieser eine fortdauernde Gefahr ist, welche es bedroht; und daß der vorsichtige Herrscher, wenn er nicht geeignet ist für die großen Heldenthaten, mehr für die Regierung geboren zu sein scheint. Der Eine wagt, aber der Andere erhält.“

Jeder, welcher unserer Untersuchung bisher mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, muß beistimmen, wenn wir als unumstößliches Ergebniß feststellen, daß nicht nur Friedrich II. nicht der Verfasser der Matinées gewesen sein kann, sondern auch daß dieser einzig und allein im Lager seiner Feinde zu suchen ist. An Friedrich hatte sich im Uebermaß, wie eine ganze Literatur von Schmähschriften beweist, das Wort des Dichters bewährt:

No might nor greatness in mortality
Can censure 'scape; back-wounding calumny
The whitest virtue strikes. What king so strong
Can tie the gall up in the slanderous tongue?

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hatte doch der König selbst durch vielfache unvorsichtige Herausforderungen, durch bittere und treffende Bemerkungen und Witze das Seinige dazu beigetragen, seinen politischen Feinden eine große Zahl von Bundesgenossen in's Lager zu treiben! So scheinen sich in den Matinées — und dies verlieh und verleiht dieser Schrift in der Zahl der Schmähschriften auf Friedrich ihre hervorragende Bedeutung — seine persönlichen Feinde und Neider mit den Feinden Preußens und den Gegnern Friedrichs unter den Strenggläubigen Katholiken, Freisinnigen und Nationalen zu einem gemeinsamen Anlauf gegen ihn vereinigt zu haben. Es sind, wie wir schon gesehen haben, verschiedene Vermuthungen über den Verfasser der Matinées aufgestellt worden. Die Annahme des Abbé Denina, der die Schrift dem piemontesischen Offizier Baron Patono zuschrieb, findet in Nichts eine Unterstützung. Gegen die Meinung von Jouyneau des Loges, Voltaire sei der Verfasser, spricht in den Matinées selbst sehr Vieles. Zwar war dessen Haß gegen Friedrich zur Zeit der Abfassung derselben groß genug, und daß er es nicht verschmähte, mit ähnlichen Waffen Friedrich zu schaden, hat er bewiesen. Aber da er in dieser Schrift als geizig und als Genosse Rousseau's — ihm verbündet zu einem im Voltaire'schen Sinn guten Unternehmen — geschildert wird, während er diesen doch nicht leiden mochte, da ferner daselbst Beziehungen Friedrichs zu Rousseau angegeben werden, die, wie Voltaire wußte, nicht bestanden, aus diesen und noch vielen andern Gründen ist nicht an ihn zu denken. Herr von Grimm schrieb am 25. April 1765 an die Herzogin Luise Dorothea von Sachsen: „Ew. Durchlaucht werden besser, als ich zu beurtheilen wissen, von welcher Hand diese Schrift ausgeht und was ihr Zweck ist.“ Herr Sammer hat ganz Recht, wenn er in seinem Aufsatz in den „Grenzboten“ sagt, damit sei ein offenkundiges Feindschafts-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verhältniß gegen Friedrich vorausgesetzt. Unrichtig aber ist, wenn er meint, die Feindschaft Voltaire's sei nicht so allgemein bekannt gewesen, daß die Kenntniß derselben schlechthin vorausgesetzt werden konnte. Jedenfalls wußte die Herzogin von Sachsen so gut, als Herr von Grimm um das Verhältniß zwischen Friedrich und Voltaire. Ein schlagender Gegengrund, daß Grimm nicht an Voltaire gedacht haben kann, liegt vielmehr darin, daß er einen solchen Verdacht ohne allen Rückhalt hätte aussprechen können. Wohl aber war er durch seine Stellung Andern gegenüber, an welche man hier allein denken kann, an Vorsicht gebunden. Dieß waren eben die Pariser Hofkreise, an denen aus bekannten Gründen Friedrich grimmig gehaßt war. (Friedrich beklagt sich namentlich im Briefwechsel mit d'Argens sehr über den Haß des französischen Ministeriums.) Der Verdacht Herrn Samwer's, eine bestimmte Persönlichkeit daselbst, der Herzog von Choiseul, sei der Verfasser, wird durch kein ausreichendes Zeugniß gestützt. Gewiß war vornehmlich dieser durch Friedrich gereizt und wir wissen, daß er demselben häufig seine Witzworte mit gleicher Münze heimzahlte. Friedrich schreibt 1760 mehrmals über denselben an Voltaire, im Mai: „Ich werde nur in Wien Frieden machen; melden Sie diese Nachricht Ihrem kleinen Herzog; er wird ein artiges Epigramm darüber machen können," im Oktober: „Ich kenne nicht den Herzog von Choiseul, noch Adam, noch Eva; es liegt mir wenig daran, ob er friedliche oder kriegerische Neigungen hat; wenn er den Frieden liebt, warum macht er ihn nicht?" Wenn Friedrich aber vermuthet oder gewußt hätte — gewiß war er in der Lage, von dieser Seite zuverlässige Kunde einzuziehen —, daß derselbe die Matinées verfaßt habe, so würde er sicherlich nicht Folgendes im Januar 1771 an Voltaire geschrieben haben: „Was mich betrifft, so lasse ich Jedermann sein Urtheil abgeben; Choiseul

hat mir nichts Gutes und nichts Böses zufügen können; ich habe ihn gar nicht gekannt." Außerdem spricht gegen Herrn Sammer's Annahme der Umstand, daß man seiner Zeit verschiedene Andere im Verdacht hatte, Choiseul nicht. Wir haben mehrmals schon aufmerksam gemacht, daß einzelne Bestandtheile der Matinées zuverlässig von einem Franzosen herrühren. Wir heben nur noch kurz die betreffenden Hauptpunkte hervor: die Politik Friedrichs ist durchaus vom einseitig französischen Standpunkt aufgefaßt (vergleiche besonders die fünfte Morgenstunde!); in den drei ersten Morgenstunden und in der fünften ist fortwährend Rücksicht genommen auf französische Verhältnisse und Personen; die Kenntniß der neuesten französischen Literatur (vergleiche das in der zweiten Morgenstunde erwähnte Werk Voltaire's vom Jahr 1764); womit eine ungenaue Kenntniß des Verhältnisses französischer Schriftsteller zu Friedrich sich verbindet, die geschichtlichen Irrthümer, die Schilderung der Bewohner Preußens, die Unsicherheit in Besprechung der preußischen Bodenverhältnisse, das Hervorheben des Mangels von Olivenbäumen in Preußen (in der ersten Morgenstunde), die im zweiten Theil der zweiten Morgenstunde hervortretenden eigenthümlichen Anschauungen und die Unkenntniß der preußischen Verhältnisse, die Erwähnung von gouverneurs, commissaires, livres in Preußen, dieses Alles und noch vieles Andere weist unleugbar auf französischen Ursprung hin. Wenn wir hiezu noch fügen, daß die betreffenden Bestandtheile weitaus nicht so viele Germanismen enthalten, als die vierte Morgenstunde, die wesentlich vom Privatleben des Königs handelt; wenn es uns ferner gelingt, nachzuweisen, daß jene Theile späteren Ursprungs sind, als der größere Theil der vierten Morgenstunde, so haben wir eine gute Handhabe zur Ermittlung des Ursprungs der Matinées. Wie schon früher bemerkt worden ist, stammen jene Theile

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sicher aus der Zeit nach dem siebenjährigen Krieg. In der vierten Morgenstunde aber ist die Rede von der Liederlichkeit des Regiments, das unter Prinz Heinrich stand. Wie wir gesehen haben, wurde in diesem Regiment Ordnung gemacht im Jahr 1749, und zwar im Monat Juli. Im selben Monat Juli 1749 kam aber Moriz von Sachsen nach Berlin und mit ihm jener französische Offizier Bonneville, welcher nach Thiébault's Angabe die Matinées du Roi de Prusse vom Schreiber des Königs erhielt und abschrieb, um sie später herauszugeben. Nun leuchtet ein, daß an das Ereigniß mit Heinrich, welches im Jahr 1749, und in Berlin, Aufsehen erregt haben mochte, aber längst durch dessen große Thaten aus dem Gedächtniß gelöscht war, im Jahr 1764 Niemand, namentlich aber kein Ausländer, mehr dachte, daß dasselbe allerdings seiner Zeit wichtig genug in den Augen eines Berliners erschienen sein mochte, um in eine Schmähschrift über Friedrich aufgenommen zu werden. Wir können somit auf das Beste die Angabe Bachaumont's vereinigen mit der Thiébault's, mit welcher Herr Acton und Samwer Nichts anzufangen wußte. Wie im Eingang bemerkt wurde, sind die Matinées nach Bachaumont Nichts, als die Erweiterung eines kleinen schon zehn Jahre vor den Matinées unter dem Titel: Idée de la personne et de la manière de vivre du roi de Prusse erschienenen Druckwerks. Dieses Schriftchen, das über den Inhalt unserer vierten Morgenstunde handelte, war in Berlin, am Hof des Königs selbst, entstanden. Ein hämischer, ohne Zweifel über Zurücksetzung oder zu geringe Besoldung — dafür spricht die fortwährende Betonung von Friedrichs Geiz — erbitterter Hofmann hatte seine boshaften Bemerkungen über des Königs Leben und Treiben niedergeschrieben, indem er Allem, was der König that oder ließ, gemeine Beweggründe unterschob. Beiläufig bemerkt, auch hierin unterscheidet sich der größere

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Theil der vierten Morgenstunde wesentlich von den andern Morgenstunden, daß dort stets die gemeinen Beweggründe für die Handlungsweise Friedrichs hervorgehoben, hier wesentlich Uebertreibungen von Aeußerungen oder Entstellungen von Handlungen desselben gegeben werden. Thiébault berichtet, dieser Hofmann oder Schreiber habe Bonneville „die Matinées du Roi de Prusse oder die Gespräche zwischen diesem Monarchen und seinem ältesten Bruder und seinem Erben" gegeben. Nun sind die Matinées weder überhaupt ein Gespräch, noch ein Gespräch zwischen Friedrich und seinem ältesten Bruder und Erben. Thiébault ist hier nicht ganz genau berichtet, und seine später folgende Angabe trifft die Sache schon besser. Er sagt nehmlich im Verlauf: „Vielleicht hat Friedrichs Schreiber einige von seinen wirklichen oder angeblichen Aeußerungen gesammelt und vielleicht kam diese Sammlung in die Hände des französischen Offiziers und wurde dann zu den Matinées verarbeitet." Thatsache ist, daß Bonneville dafür mit lebenslänglichem Gefängniß auf Spandau büßen mußte. Was Herr Acton sagt, es sei unglaublich, „wie ein Mensch, welcher mit den Tiefen der menschlichen Selbstsucht so vertraut war, mit dem Bewußtsein seines Vergehens sich in das Bereich des Mannes wagen konnte, den er so schwer geschmäht," ist nur eine hohle Redensart.) Halten wir demnach fest: die vierte Morgenstunde mit Ausnahme der Schilderung des Verhältnisses Friedrichs zu den Schriftstellern, also das, was der Inhalt der von Bachaumont erwähnten Schrift ist, war in Berlin und von einem Berliner Hofmann abgefaßt. Dieß bildete den Kern, an welchen man dann das Weitere anschloß. Man mochte dabei ungefähr nach der Weise verfahren, welche Friedrich im Discours sur les Satiriques vom Jahr 1759 schildert: „Was gibt es Leichteres, als die Großen zu verleumden? Man darf nur ihre Fehler

vergrößern, nur ihre Schwachheiten übertreiben, nur die übeln Nachreden ihrer Feinde hinzufügen; und in Ermanglung so vieler schönen Quellen findet man ein Verzeichniß alter Schmähschriften, welche man abschreibt, indem man sie der Zeit und den Personen anpaßt." Wie die zu Grunde liegende Schmähschrift zu den Matinées verarbeitet, beziehungsweise erweitert worden war, so schwoll auch der im Jahr 1764 festgesetzte Grundstock der Matinées immer noch mehr an. Schon im Juni 1765 berichtete Grimm, daß er eine Fortsetzung der Matinées in Händen habe, und wir dürfen uns nur das, was aus Anlaß der Zusätze oben bemerkt worden, vergegenwärtigen, oder nur die Ausgabe von 1766 mit der Acton'schen und Reutlinger Ausgabe vergleichen, um ganz klar die Geschichte des Werdens dieser Schrift zu erkennen. Der hinzugefügte Stoff wurde namentlich einschlägigen Schriften jener Zeit entnommen. So ist die siebente Morgenstunde Sur la finance in der Ausgabe: Les Matinées du roi de Prusse Frédéric II. Paris., le Fèvre 1801 aus einer Denkschrift des Staatsraths Friedrich Wilhelms I. über den Finanzzustand entlehnt. Der allen Handschriften und Ausgaben mit Ausnahme des Druckes von 1766 gemeinsame zweite Theil der zweiten Morgenstunde ist, wie schon Barbier bemerkt, eine Auseinandersetzung des Inhalts der Loën'schen Schrift: La véritable religion unique dans son espèce, universelle dans ses principes, corrompue par les disputes des théologiens, divisée en plusieurs sectes, réunie en Christ. Francfort et Leipsik 1751. Da diese Schrift Friedrich II. gewidmet war, so mochte der Verfasser oder Bearbeiter der Matinées es für zulässig erachten, die darin ausgesprochenen Ansichten ohne Bedenken Friedrich zu unterschieben. Da er ferner von dem Unionsprojekte Friedrich Wilhelms dunkle Kunde hatte, so erlaubte er sich, von seinem historischen Gewissen ohnedieß nicht stark gedrückt, Friedrich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wilhelm, der nur Reformirte und Lutheraner vereinigen wollte, den abenteuerlichen Plan der Vereinigung aller Bekenntnisse nach Loën'schen Grundsätzen zuzuschreiben. Auch Voltaire mußte seinen Zoll beisteuern, und es wurde aus seinem Werk über die Duldsamkeit, von dem d'Alembert, wie, wir sahen, im Februar 1764 Friedrich Mittheilung macht, ausgehoben was man für den betreffenden Abschnitt eben brauchen konnte. Daß die vor Abfassung der Matinées veröffentlichten Schriften Friedrichs selbst gleichfalls eine reiche Quelle waren, aus welcher der Verfasser der Matinées schöpfen konnte und schöpfte, ist leicht begreiflich und haben wir an verschiedenen Stellen nachgewiesen. Wir erinnern hier nur noch kurz an das, was über die Eitelkeit der Schriftsteller, über die Nothwendigkeit, dieselben zu ehren, was insbesondere über d'Alembert bemerkt ist, an die fast wörtliche Uebereinstimmung einzelner Stellen der ersten und zweiten Morgenstunde, des Eingangs der vierten und einiger Abschnitte der fünften Morgenstunde mit Aeußerungen im Antimachiavel, in der dissertation sur les raisons d'établir ou d'abroger les lois und in den Mémoirs pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg. Der Verfasser hatte hiebei keine allzu schwierige Aufgabe zu erfüllen. Es handelte sich einfach darum, die betreffenden Stellen aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang zu reißen, ihnen die für den Zweck einer Schmähschrift nothwendige Färbung zu geben und das da und dort Zerstreute zu einer Art von System zu verbinden. Einen besondern Reiz suchte der Verfasser seiner Schrift noch durch Einflechtung anekdotenhafter Züge zu verleihen. Aeußerungen, welche Friedrich wohl einmal im Uebermuth des Spottes oder in der Entrüstung hingeworfen haben konnte, oder welche doch unter seinem Namen in der Welt umgingen, werden zu Staatsgrundsätzen erhoben und zu vollständigen Systemen ausgesponnen. Warum

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

soll z. B. Friedrich nicht einmal gesagt haben: „Dans mon royaume on prie Dieu, comme on veut, et on y... comme on peut?“ Dieß war nun freilich etwas ganz Anderes, als die auf Grundlage dieses Satzes in der zweiten Morgenstunde ausgeführten Regierungsgrundsätze. Es war etwas ganz Anderes, wenn er aussprach, in seinem Staat dürfe jeder nach seiner Façon selig werden, als wenn ihn die Matinées, mit Uebertragung dieses auf dem Gebiet der Religion berechtigten Grundsatzes auf das Gebiet der Rechtspflege, sagen lassen, Jeder müsse nach seiner Art gerecht sein. Wenn er einmal im Unmuth ausrief: „wollen unsere Feinde Schurken sein, so seien wir eben auch Schurken,“ so hat der Verfasser der Matinées Solches in boshafter Weise benützt, an die Spitze einer scheinbar ernsthaft gemeinten Staatsschrift gestellt und daraus ebenso abscheuliche, als abgeschmackte Folgerungen gezogen. Zum Glück auch „abgeschmackte“; denn bei aller sonstigen feinen Berechnung und bei seiner manchmal wirklich anzuerkennenden Gewandtheit in Anordnung des Stoffs hat der Verfasser doch an den entscheidenden Stellen, wie wir uns überzeugt haben, sich wieder so viele Blößen gegeben, daß schon die Mitwelt seine Maske durchschaute. Sogar Solche, die, wie der Reutlinger Herausgeber und Uebersetzer, selbst an dem schmutzigen Werk mitarbeiteten, bekannten mit cynischer Offenheit ihre Schadenfreude, eine von der Welt angestaunte Größe heimlich mit Koth zu bewerfen. Und es bedurfte in der That der ganzen Verbissenheit des Parteistandpunktes, des tiefsten politischen Hasses gegen den preußischen Staat und seinen Schöpfer, des höchsten Maßes von Widerwillen gegen den neuern Staatsgedanken und seinen vornehmsten Träger, um sich in unsern Tagen zum Vertheidiger einer so schlechten Sache aufzuwerfen. Wer freilich, wie Herr Acton, bei Friedrich Nichts sieht, als Selbstsucht und Lasterhaftigkeit, wer, wie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der ungenannte Freiburger Herausgeber, glaubt, daß Friedrich, sein Staat und seine Thaten wirklich nicht besser waren, als sie in den Matinées geschildert werden, wer, wie die „Historisch-politischen Blätter" in nichts Anderem Friedrichs Sendung erkennt, als in „der Aussaat von Blut und Thränen," der möge sich ungestört am Genusse dieser Schandschrift weiden! Wer aber nicht verwirrt durch den Widerstreit der Ansichten unserer Zeit, die Wahrheit von der Lüge zu scheiden, und, nicht beirrt durch den politischen Parteistandpunkt, ächter Größe den Zoll seiner Bewunderung zu entrichten vermag, dem können die Worte Friedrichs in seiner Ode A la calomnie zur Beruhigung dienen:

Du Masque de la politique
Tu couvris tes difformes traits;
L'audace de ta langue inique
Aux rois intenta le procès. —
Quel fut jamais le grand mérite,
Contre lequel tu ne t'aigris?
Tu ne poursuivis point Thersite,
Mais Achille entendit tes cris.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Inches 1 2 3 4 5 6 7 8

Centimetres 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

TIFFEN® Color Control Patches

© The Tiffen Company, 2007

Blue	Cyan	Green	Yellow	Red	Magenta	White	3/Color	Black